W. Jury del. et sculp.

Der
Ritter der Wahrheit

von

A. F. E. Langbein.

Erster Band.

Berlin,
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1805.

Coburger
Landes-
Bücherei

Der
Ritter der Wahrheit.

Erster Theil.

I.

Der Ritterschlag.

Herr Frank, Erb- Lehn- und Gerichts-Herr auf und zu Hühnenthal, kam mit seiner Gemahlin von der Leipziger Messe zurück. Die eingekauften Waaren wurden ausgepackt. Wilhelm machte einen langen Hals, und trat auf die Zehen; denn er konnte noch kaum auf den Tisch sehen. Die Reisekoffer enthielten wenig nach seinem Geschmack. Er ärgerte sich, daß Vater und Mutter ihr Geld für Leinewand, Tücher und mehrern solchen unbrauchbaren Kram hingegeben, und nicht lieber

Trommeln, Peitschen und Naschwerk angeschafft hatten. Laßt nur mich ein Mahl nach Leipzig kommen — sprach er in seinen Gedanken — ich will meine Batzen besser anwenden!

Indem er so in sich hinein schalt, wurden einige hohe Schichten Nürnberger Pfefferkuchen aus der Tiefe eines Koffers zu Tage gefördert. Wilhelm that einen Luftsprung, und flüsterte hinter dem Rücken des Vaters: „Lieb Mütterchen, laß mich kosten!“ — Lächelnd fing sie an, den Bindfaden eines Päckchens aufzulösen. Schnell sah sich der Vater um. „Was will der Bube?“ fragte er in seinem gewöhnlichen harten Haustone. „Er wünscht ein Stückchen Pfefferkuchen,“ antwortete sie mit sanfter Stimme und einer freundlichen Miene, die um Einwilligung bat. „Das hab' ich gedacht!“ fuhr er zornig auf, und riß ihr das

Packet aus der Hand. — „Der Junge ist so lüstern wie eine genäschige Katze! Aber er muß seine Sehnsucht bezähmen lernen, wenn ihm auch, wie die alten Weiber glauben, der Wuchs darüber vergehn sollte.“ —

Wilhelm nahm das übel. „Behalt Deine Pfefferkuchen in Gottes Nahmen!“ sprach er. „Ich werde deßhalb doch groß wachsen.“ —

„Seht den Trotzkopf!“ rief der Vater. „Wie kurz er angebunden ist! — Nun gut, Herr Sohn! Ich will die Pfefferkuchen für mich behalten, ganz für mich! Du sollst kein Krümchen davon zu schmecken bekommen!“ —

Er stapelte jetzt die gesammten Nürnberger Packete (deren wohl ein Dutzend seyn mochten) auf seinem Schreibtische auf, und verboth, bey Vermeidung seiner Ungnade, sie anzutasten.

Das hätte Madame Frank ohnedieß nicht gethan. Der Schreibtisch war ihr so heilig wie ein Altar. Ihr Gemahl hatte zwar nichts zu schreiben, schrieb nichts, und konnte kaum schreiben; er machte sich aber dennoch auf seinem Pulte sehr breit, und herrschte darauf ganz unbeschränkt. Der nutzloseste Papierspan, der sich dort befand, durfte nicht weggenommen, nicht berührt, nicht angesehn werden. Das wäre in seinen Augen ein Majestätsverbrechen gewesen.

Wilhelm ward für die vorwitzige Antwort, die er seinem Vater gab, sehr empfindlich bestraft; denn er kannte zwischen Himmel und Erde keine süßere Leckerey als die, welche ihm aus den Zähnen gerückt wurde. Seine kindische Fantasie stellte sich sogar vor, daß die Speise der Götter (wovon er bisweilen gehört hatte) nichts anders als Honigkuchen sey, und

in Nürnberg gebacken werde. Das Wohnzimmer seiner Aeltern war ihm nun ein peinlicher Ort, wo er die Qualen des Tantalus litt. Was half's, daß er tausend Mahl den Vorsatz faßte, keinen Blick auf das Allerheiligste seines Vaters zu werfen? Die ungehorsamen Augen flogen immer dahin, und der ambrosische Gewürzduft der verbothenen Himmelskost verfolgte ihn, wo er ging und stand.

Diese Marter hielt er drey Tage standhaft aus; doch dann erlag er der Gewalt seiner Sehnsucht. Er unternahm, als einst die Aeltern abwesend waren, einen Streifzug in das Banngebieth des Schreibtisches, führte sich den mandelreichsten Pfefferkuchen, der auf der Oberfläche eines Packets zur Schau befestigt war, zu Gemüthe, schnabelirte ihn mit dem größten Behagen, und dachte während des Genusses nicht daran, was für traurige

Folgen aus diesem Sündenfall entstehen würden.

Aber kaum hatte sich der Nachgeschmack des letzten Bissens im Munde verloren, da ward dem jungen Herrn so angst und bange, als hätte er einen Menschen erschlagen. Er wußte lange keinen Rath, wie er sich aus der schweren Untersuchung, die ihm bevorstand, mit heiler Haut wickeln sollte. Endlich gerieth er auf einen Einfall, der ihm sehr glücklich schien. Er brauchte zu dessen Ausführung ein Stückchen Pfefferkuchen, und nahm nun noch einen ganzen, den er bis auf ein kleines Restchen, das er zu künftigem Gebrauch in die Tasche steckte, verzehrte. Es ist nun Ein Ausbaden, dachte er, und sprach sich Muth zu.

Bald darauf kamen die Aeltern nach Hause. Der Vater blickte sogleich auf seinen Schreibtisch, und bemerkte den

Raub. „He! was ist das?“ fuhr er auf. „Wer hat hier Pfefferkuchen gestohlen?“

Er nahm den muthmaßlichen Thäter auf der Stelle in Verhaft, und hielt ihn am Arm, damit er nicht die Flucht ergreifen sollte. Wilhelm gab sich das Ansehen eines ehrlichen Mannes, der ein vollkommen ruhiges Gewissen hat, und machte nicht den geringsten Versuch, zu entwischen. „Lieber Vater, ich bin unschuldig,“ sprach er mit einer treuherzigen Miene. „Die Katze hat Dir die Pfefferkuchen gemaust.“ —

„Die Katze?“ — rief Herr Frank, und lachte bitter. „Das magst Du einem Dummkopf weis machen! — Katzen mausen gern Fleisch; aber in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß sie sich an Pfefferkuchen vergreifen.“ —

Wilhelm versicherte keck, der Cyper habe sich dieß zu Schulden kommen lassen,

und sey auf frischer That von ihm ertappt worden. Der Vater schüttelte unaufhörlich den Kopf. „Ja, ja, Du kannst mir's glauben!" fuhr der Knabe herzhaft fort. „Man sieht's ihm vielleicht noch am Bart an, daß er genascht hat. Ich will ihn hohlen." —

Er flog, vom Vater losgelassen, aus der Stube, und suchte den Cyper, der in tiefen Gedanken auf der Bodentreppe saß. Wilhelm streichelte ihn, feuchtete das Stückchen Pfefferkuchen, das er in der Tasche hatte, ein wenig an, und mahlte damit dem alten Kater einen tüchtigen Schnurrbart. Der ernsthafte Heinz sträubte sich, fitzte die Nase, und nieste rechts und links. Wilhelm nahm ihn, als er mit seiner Mahlerey fertig war, auf den Arm, um ihn dem hochnothpeinlichen Halsgerichte seines Vaters zu überliefern.

Unter Weges schlug ihm das Gewissen.

Er fühlte, daß er nicht recht that, dem unschuldigen Maushund (wie man vor alten Zeiten die Katze nannte) einen Kriminalprozeß auf den Hals zu wälzen. Aber er war nun einmahl als Ankläger aufgetreten, und durfte nicht widerrufen, wenn er sich nicht selbst in die tiefste Tinte bringen wollte: denn sein Vater war ein erklärter Feind der Unwahrheit, und ahndete kein Vergehen so scharf und unerbittlich als Lügen. Der kleine Näscher steckte jetzt in einer häßlichen Klemme, und die Thränen traten ihm in die Augen. „Lieber Heinz," sprach er wehmüthig, „bade nur heute für mich aus! Ich will gern ein ander Mahl, wenn Du ein Schnittchen Braten wegkaperst, Deine Schuld auf mich nehmen, und meinem eigenen Munde manchen guten Bissen abdarben, um Dich damit zu traktiren."

Heinz schien diesen Vorschlag aufmerk-

sam anzuhören, und damit zufrieden zu seyn. Wilhelm eilte nun mit ihm vor den furchtbaren Richter. „Da sieh!" sprach er, und zeigte mit zitternder Hand auf den braunen Bart des Verklagten.

„Das ist sonderbar!" sagte Herr Frank mit einer räthselhaften Miene, die seinem Sohne gar nicht gefiel. — „Und noch sonderbarer, daß sich der Sünder den Bart nicht geputzt hat, wie seines Gleichen sonst fleißig zu thun pflegen! — Ich muß doch Wunders halben sehen, wie er sich bey einem Pfefferkuchen-Schmause benimmt. Setz' ihn her auf den Tisch!" —

Wilhelm schickte vor Angst ein leises Stoßgebetchen gen Himmel, daß er dem Kater guten Appetit verleihen möge; allein es ward nicht erhört. Heinz war so dumm, oder vielmehr zu seinem Heil so klug, den köstlichen Bissen zu verschmähen, der ihm angebothen wurde.

„Was heißt das?" sprach Herr Frank, und blickte Wilhelmen an, als ob er ihn mit den Augen durchbohren wollte. „Warum langt der Dieb nicht zu?"

„Er muß wohl schon satt seyn," stotterte der Bestürzte.

„Frecher Bube!" rief der Vater, und griff nach einer Hetzpeitsche. „Hältst Du mich für so einfältig, daß ich glauben werde, der Kater könne mit seinen Krallen den Knoten eines Bandes auflösen und wieder knüpfen, wie hier geschehen ist? — Bekenne mir auf der Stelle, daß Du die Pfefferkuchen selbst wegstipitzt hast!" —

Wilhelm läugnete noch kühn; aber der Inquisitor zwang ihn — ungeachtet die Folter in Deutschland längst abgeschafft war — durch einige Hiebe zum Geständniß.

Nun brach eine Zornpredigt los, die wir nicht nachschreiben wollen. „Unge-

rathener Range!" hieß es am Ende: „Das Naschen will ich Dir für dieß Mahl verzeihen; aber das Lügen nicht. Das ist die Wurzel aller Laster! — Hättest Du Dich nicht darauf verlassen, so wäre Dir gar nicht in den Sinn gekommen, mein Verboth zu übertreten." — Jetzt schwang der Eiferer die Pferdegeißel aufs neue, und begleitete jeden Streich mit dem Zuruf: „Junge, sprich Wahrheit, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit!" —

Madame Frank sprang herzu, und wand ihm die Peitsche aus der Hand. „Schone des Knaben!" bat sie weinend: „Er ist ja unser Sohn!" — „Ganz recht!" erwiederte Herr Frank. „Eben weil er das ist, hab' ich ihm eine Wohlthat erzeigt, und ihn zum Ritter der Wahrheit geschlagen." —

2.

Der Nasenstüber.

Indem sich Herr Frank über seinen witzigen Einfall, der ihm unversehens entfuhr, im Stillen wunderte und freute, sah sich Wilhelm, auf einen Wink der Mutter, nach der Thür um, und huschte glücklich hinaus. Als er nach einer Stunde wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorschlich, hatte sich die Hitze des Vaters abgekühlt. „Wilhelm," sprach er mit ruhigem Ernst, „laß Dich hinfort nicht mehr auf dem fahlen Pferde betreffen! Lügen aller Art schänden den Menschen: denn sie quellen entweder aus einem falschen Herzen oder aus einer feigen, knechtischen Seele." —

„Sehr wahr!" fiel die Mutter ein.

„Und man weiß nie, wie man mit Leuten daran ist, die sich dieß Laster angewöhnt haben. Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Gesicht, so nähme man das Gegentheil von dem, was der Lügner sagt, für Gewißheit. Aber die Rückseite der Wahrheit zeigt uns tausend verschiedene Gestalten, und ist ein Feld ohne Gränzen." —

„Das klingt ja wie gedruckt!" sagte Herr Frank mit einem etwas höhnischen Tone.

„Errathen!" antwortete sie. „Ich habe mir diese Gedanken vor langer Zeit aus einem Buche aufgezeichnet; doch kann ich mich des Titels nicht flugs entsinnen."

„Ey Schade!" sprach Herr Frank. „Das wäre gerade die einzige Schrift, die ich lesen möchte, wenn sie mehr solche vernünftige Sachen enthielte." —

„Wirklich? — Nun so laß mich einen

Augen-

Augenblick nachdenken! Der Nahme des Verfassers schwebt mir auf der Zunge.“

„Gib Dir keine Mühe!“

„Ha, nun weiß ich ihn schon! Er heißt Montaigne. — Soll ich Dir sein treffliches Werk: Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, verschreiben? Es sind sechs reichhaltige Bände.“

„Sechs Bände! — Davor bewahre mich der Himmel!“

„Seltsamer Mann, was Dich gleich für eine Angst überfällt! Du bist doch auf eine lächerliche Art bücherscheu!“ —

Er warf ihr einen zornigen Blick zu, und lenkte sich wieder zur Hauptsache. „Wilhelm,“ sprach er, „ich rathe Dir nochmahls, den heutigen Denkzettel in Deinem Gedächtnisse wohl zu bewahren. Und hast Du künftig ein Mahl einen unbesonnenen Streich begangen, so gesteh'

ihn frey, und Du wirst mich zur Verzeihung geneigt finden.“ —

Kann ich's doch versuchen! dachte Wilhelm, und es zeigte sich bald eine Gelegenheit dazu. Er stieß unversehens, indem einst sein Steckenpferd mit ihm durchging, einen kleinen Tisch um, und seines Vaters goldgeränderte Mundtasse brach in Stücke. Man denke sich sein Schrecken! Er war allein, und sann einen Augenblick, ob er sich still aus dem Staube machen, oder allenfalls wieder die Schuld auf den Kater schieben wolle. Da er aber voraus sah, daß er dennoch einer neuen Tortur schwerlich entgehen würde, so faßte er den Entschluß, sich selbst anzuklagen. Das that er, und es gelang über sein Erwarten. Der Vater ertheilte ihm, statt der befürchteten Züchtigung, einen Lobspruch, und beschenkte ihn sogar mit einem Pfefferkuchen. „Bravo!“

schmunzelte Wilhelm für sich: „Man kommt, wie ich sehe, mit der Wahrheit gut durch die Welt!“ —

Diese Erziehungsweise war, aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet, besser und löblicher als Herrn Franks eigene rauhe und ungehobelte Sitten. Es ging sich mit ihm und seinen Mucken nicht lieblich um. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, sagte jedermann seine Gedanken derb und trocken unter die Augen, und sprach und that überhaupt alles, was ihm gefiel oder bequem war. Dieses unartige Betragen nannte er Wahrheitsliebe; es war aber im Grunde nichts als blanke, bare Grobheit, die bey ihm, wie überall, aus Eingeschränktheit des Verstandes, schlechter Erziehung und Stolz entsprang. Er war reich, und glaubte daher in seinem Uebermuth, sich alles erlauben zu dürfen. Die Leute, mit denen er gewöhnlich

Umgang pflog, machten ihm das Privilegium, dessen er sich anmaßte, nicht streitig. Es waren meistens arme Schlucker und Krippenreiter, die sich gern übel behandeln ließen, wenn es ihrem Magen nur wohl ging; und das war an Herrn Franks Tafel immer der Fall. Er hielt oft eben so wichtige Konferenzen mit seinem Koch, wie weiland der Kaiser Domitian mit dem römischen Senat, den er einst deßhalb zusammen berief, um mit ihm über die Zubereitung eines ungewöhnlich großen Buttfisches zu berathschlagen.

Uebrigens milderte Herr Frank den Fehler seiner unanständigen Geradheit durch die Tugend: daß auch er keinen Tribut von Komplimenten und übertriebener Ehrerbiethung verlangte, worauf andere beutelstolze Grobiane — und heutiges Tages manche nicht höfliche Gelehrte — den stärksten Anspruch machen. Er war im

Gegentheil allen Schmeichlern und Fuchsschwänzern spinnefeind. Durften sich gleich seine Tischfreunde, wenn er beleidigende Ausfälle gegen sie that, nicht mit ähnlichen Waffen vertheidigen: so waren sie doch der hündischen Demuth und Kriecherey überhoben, womit sich mancher Schmarotzer an den Tafeln der Großen und Reichen sein Stückchen Braten sauer verdienen muß. Die Gäste in Hühnenthal hatten nichts zu thun, als zu schweigen und allenfalls beyfällig zu lächeln, wenn sie von dem Herrn Wirth angezapft wurden.

Wilhelm sah und hörte täglich, wie sein Vater den armen Wichten mitspielte, uud ahmte bald diesem Vorbilde nach. Er nahm sich überall große Gurken heraus, nannte jedermann Du, und neckte alle Menschen, die ihm nicht gefielen. Der Vater hatte seine Freude daran, und trat ihm immer, wenn Beschwerden über ihn

einliefen, die Brücke. Das erfuhr unter andern ein gewisser Herr von Schierling, der in Hühnenthal wohnte.

Dieser bejahrte Edelmann (der, beyläufig gesagt, sehr klein und verwachsen war, und auf beyden Augen schielte) bekleidete zuvor, ehe er sich auf dem Lande niederließ, in der Hauptstadt die Stelle eines Justizraths, und galt für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Er beging aber dennoch das Unrecht, einen seiner Kollegen, der sich aus dem Bauerstande redlich empor gearbeitet hatte, und ein achtungswerther Mann war, seine niedre Herkunft öffentlich vorzuwerfen, und ihn mit einem entehrenden Schimpfworte zu belegen. Der Bauerssohn übertrug, stumm wie ein Fisch, seinem Daumen und Mittelfinger — besonders dem letztern — die Antwort, und des Edelmanns Nase wackelte fürchterlich. Diese Geschichte ward in der ganzen Stadt

ruchtbar und sehr belacht; denn der Empfänger des Nasenstübers war, wegen seiner hämischen Gemüthsart, wenig beliebt, und das Kollegium, bey dem er angestellt war, freute sich vom Präsidenten bis zu den Kanzelleydienern hinab, als er kurz nachher aus Scham seinen Abschied nahm, und in Hühnenthal ein Gütchen bezog, das er von einem Verwandten geerbt hatte.

Er hielt hier weder mit Herrn Frank, dessen nächster Nachbar er war, noch mit irgend einem andern Menschen Umgang, sondern lebte bloß mit sechs oder sieben kleinen niedlichen Hündchen in der zärtlichsten Eintracht. Sie saßen auf hohen Sesseln mit ihm zur Tafel, und begleiteten ihn bey seinen Spaziergängen. Einsmahls sprang Wilhelm, der ihm außerhalb des Dorfs begegnete, neben ihm und seiner vierfüßigen Gesellschaft rasch vorbey.

Das nahmen die werthen Hündlein übel, fielen kläffend ihn an, hetzten eine Strecke hinter ihm her, und verbissen sich in seine Rockzipfel. Herr von Schierling sah mit vornehmer Gelassenheit zu, und war nicht so höflich, seinen Lieblingen Ruhe zu gebiethen. Wilhelm hielt sich also zur Selbsthülfe berechtigt, und brauchte seine Peitsche, mit der er gewöhnlich zu Schutz und Trutz bewaffnet war, so nachdrücklich, daß die Haare der Kläffer umher stoben. Sie flohn mit jämmerlichem Geschrey zu ihrem Patron. Er versammelte sie, wie eine Henne ihre Küchlein, unter seinen ausgebreiteten Armen, tröstete sie mit den zärtlichsten Worten, und fluchte dazwischen auf den kleinen Frank, der von weiten stand, und jubelnd in die Hände klatschte.

In der Folge nahmen die Hunde Reißaus, sobald sie ihn sahn. Wenn er, zum Beyspiel, an den Fenstern ihres Brod-

herrn, der im Erdgeschoß wohnte, Mittags vorbey ging, sprangen sie über Hals und Kopf von ihren Stühlen, und krochen furchtsam zu Winkel. Das belustigte ihn, und er machte sich oft den Spaß, sie durch seine Erscheinung zu erschrecken. Vergebens wurden die Fenster mit Vorhängen verwahrt. Schon der Knall seiner Peitsche verdarb den Hündchen ihren Appetit, und er klatschte ihnen richtig alle Mittage eine gesegnete Mahlzeit.

Herr von Schierling verklagte ihn endlich bey seinem Vater, und forderte von demselben, daß er seinem Sohne nicht nur die Tafelmusik der Karbatsche verbiethen, sondern auch sogar untersagen sollte, sich an den Plätzen, wo Ihro Gnaden zu lustwandeln pflegten, sehen zu lassen.

„Wo denken Sie hin?" rief Herr Frank, und lachte ihm ins Gesicht. „Wie können Sie sich anmaßen, mir hier in

meinem Gebiethe Gesetze vorzuschreiben? — Wenn mein Sohn mit seiner Peitsche knallt, so führt er bloß Krieg mit der Luft, die sich das geduldig gefallen läßt; und im übrigen hat er mehr Recht auf Gottes Erde zu wandeln als jeder Hund, wenn er auch das Herzblatt und der Tafelgenoß eines Königs wäre. — Drum laß Dich nicht irren!" fuhr er gegen Wilhelm fort. „Schwärme Du herum, wo Du willst! Das Dorf ist mein; und wem es hier nicht gefällt, der mag sich einen Ort suchen, wo die Menschen schwach genug sind, sich ins Bockshorn jagen zu lassen, und vor Hunden Respekt zu haben." —

Herr von Schierling kochte innerlich wie ein Feuerberg; aber er wagte nicht, die Lava seines Zorns ausströmen zu lassen, weil ihm vermuthlich bange war, seine Nase möchte wieder so schmerzlich erschüttert werden, wie bey der Fehde mit

dem bürgerlichen Justizrath. Er biß eine Minute lang schweigend auf seine Unterlippe, packte krampfhaft die langen Schöße seiner Sammtweste, rückte sie heftig auf und nieder, und that zuletzt mit seinem rechten Storchbeine einen mächtigen Tritt gegen die Erde. „Nun gut!“ schäumte er zwischen den zusammen geknirschten Zähnen hervor. „Nun gut, Herr Frank! Ich verkaufe mein Gut, und verlasse Ihr Dorf, auf dessen Besitz und Regierung Sie sich so viel einbilden, als ob's ein Kaiserthum wäre!“ — Er versicherte sich bey diesen kühnen Worten der Thüre. — „Aber Ihm, Monsieur Wilhelm,“ rief er auf der Schwelle, „Ihm werd' ichs gedenken, was er mir und meinen armen Hunden zu Leide gethan hat!“ —

Vater und Sohn beantworteten diese Drohung mit einem Hohngelächter, und der Edelmann ging mit schnellen Schrit-

ten davon. Acht Tage nachher zog er mit seinen Busenfreundchen wieder in die Stadt; denn er rechnete darauf, daß nun der Nasenschneller, der ihn aufs Dorf geschleudert hatte, mit Gras bewachsen sey.

3.

Der Ohrwurm.

Wilhelm war in seinen Flegeljahren schon ziemlich weit vorgerückt, als er noch nicht angefangen hatte, lesen zu lernen. Sein Vater erstreckte den Abscheu, den er vor allen Druckschriften hegte, sogar bis auf das Abcbuch, und hatte sich in den Kopf gesetzt, seinen Sohn so spät als möglich mit diesem Urquell der ihm verhaßten Ge-

lehrsamkeit bekannt werden zu lassen. Nur Döbels Jägerpractica fand Gnade vor seinen Augen, und machte seine ganze Bibliothek aus.

Eines Abends war Wilhelm auf dem Sopha eingeschlummert; der Vater saß am Tische müßig wie immer — wenn man ihm die funfzehnte Pfeife, die er an diesem Tage rauchte, nicht etwa für eine Arbeit anrechnen will; — die Mutter strickte, von langer Weile gefoltert: denn lesen, was sie so gern gethan hätte, durfte sie nicht. Sie unterbrach die peinliche Todtenstille durch eine Frage, die ihr seit geraumer Zeit schwer auf dem Herzen lag. „Lieber Mann," sagte sie, „was soll endlich aus dem Schläfer dort werden?"

„Er bleibe, was er ist!" brummte der Schmaucher.

„Also ein ungebildeter Wildfang?"

„Ein Naturmensch, der nichts versteht, als glücklich zu seyn.“

„Gebe der Himmel, daß er's werde! Aber mich dünkt, Du führst ihn nicht den rechten Weg.“

„Wie so?“

„Seine Unwissenheit wird ihn verächtlich und sein Vorwitz verhaßt machen.“

„Hm! dem einzigen Erben eines schuldenfreyen Landgutes, das unter Brüdern achtzig tausend Thaler werth ist, kann es gleichgültig seyn, was andre Menschen von ihm halten.“

„Ey bewahre! Ueber das Urtheil der vernünftigen Welt darf sich kein König hinweg setzen.“

„Verschone mich mit Deiner Moral! Ich bin zu alt, bey Dir in die Schule zu gehn.“

„Sage was Du willst, es ist eine Schande, daß der Sohn des Gutsherrn

hinter allen Bauerknaben in der Erziehung zurück steht, und in seinem neunten Jahre noch nicht lesen kann."

„Das mag er mit der Zeit lernen; doch nicht viel mehr. Er soll mir durchaus kein grämlicher Bücherwurm, kein aufgeblasener Vielwisser, kein pedantischer Querkopf werden."

„Wer wünscht das? Nur ein wenig Kultur und Politur ...."

„Bleib mir mit Deinen hochtrabenden Wörtern von den Ohren! Was nützt Dir's, daß Du kultivirt und polirt bist? Kannst Du mit den Kühen französisch sprechen, oder mit den Gänsen philosophiren? — Kurz, ich werde, wenn's Zeit ist, für Wilhelms Erziehung sorgen, und damit holla!" —

Das war sein gewöhnliches Kommandowort, wenn er Schweigen gebiethen wollte. Madame Frank gehorchte. So-

bald er aber am folgenden Tage auf die Jagd gegangen war, rief sie den kleinen Ignoranten in ihr Zimmer, both ihm das gewöhnliche Handgeld der Schulrekruten, eine stattliche Zuckerdüte, und eröffnete ihm ihren Vorsatz, ihn lesen und schreiben zu lehren.

Eine bittere Nachricht für den Herumschwärmer, der nicht gern einen Augenblick still saß! Da sie ihm aber so versüßt beygebracht wurde, und er seine Mutter liebte, so ergab er sich darein, ihr Schüler zu werden. Sie legte ihm eine Fibel vor, die mit bunten Bildern ausgeschmückt war. Er belustigte sich eine Weile damit, und hatte die Ehre, den Flügelmann des Alphabets, das große A, kennen zu lernen. Diese Bekanntschaft war jedoch kaum gemacht, da brannte schon der Stuhl unter ihm, und er ward für dieß Mahl entlassen. Nach einigen Tagen

kam ein neues, von seiner Lehrerin verschriebenes Abc an, das seinen ganzen Beyfall erhielt, weil alle Buchstaben, wie sie im Druck erscheinen, aus Zucker gebacken waren. Jeder, dessen Nahmen er zu nennen wußte, ward ihm auf der Stelle ausgeliefert. So wanderten bald alle fünf und zwanzig durch seinen Magen in den Kopf. Eine Reise, welche die Künste und Wissenschaften sehr oft machen! —

Ungeachtet ihm aber seine Mutter den Schulweg mit Zucker bestreute, so that er dennoch keine großen Fortschritte darauf, weil die Lehrstunden, wie vormahls der Gottesdienst der verfolgten Christen, nur heimlich gehalten, und oft Wochen lang ausgesetzt werden mußten, wenn der Hausdespot, wegen schlechten Wetters, daheim blieb. Indessen ward Wilhelm zehn Jahre alt. Nun schien es seinem

Vater doch endlich Zeit, ihn einem Lehrer zu untergeben. Diesen heilsamen Gedanken erweckte bey ihm der Tod des alten Pfarrers in Hühnenthal, mit dem er seit vielen Jahren in Unfrieden gelebt hatte. Er beschloß: Wilhelm sollte von dem neuen Prediger, sobald er angezogen seyn würde, unterrichtet werden.

Der junge Mann, der das geistliche Hirtenamt erhielt, war ein Elegant, der sein eigenes, zierlich gelocktes Haar trug, und mit leichten Kunstschritten eines vollkommenen Tänzers die Kanzel und den Altar betrat. Jene lobenswürdige Natürlichkeit, die damahls erst anfing, die Stutzperücken zu verdrängen, fand bey den Bauern einen starken Anstoß; doch Herr Frank nahm den jungen Geistlichen, wie billig, deßhalb in Schutz, und setzte den Grüblern in einem eben so kräftigen Tone, wie Gellerts Amtmann, die Köpfe

zurecht. Dennoch fiel der angehende Seelsorger bald bey ihm in Ungnade. Er war, nach abgelegter Probepredigt, ins herrschaftliche Schloß zum Mittagsmahl eingeladen worden, und erschien mit einer Menge tiefer Reverenze, wie sie etwa gegen einen König gebräuchlich sind. Herr Frank, dem aller Ueberfluß von Scharrfüßen und Bücklingen zuwider war, verbat sie sich schnell mit einem finstern Gesichte; allein der allzu demüthige Gast krümmte sich desto tiefer, und überschüttete das ganze hohe Haus, wie er sich ausdrückte, mit den süßesten Schmeicheleyen. Wilhelm bekam den Titel eines holden, zarten Engels, ungeachtet der kleine wilde Teufel, wie ein Zigeunerbube, von der Sonne geschwärzt war; die Speisen hießen Götterkost, um die Ohren der Hausfrau zu kitzeln; und vollends Herr Frank mochte sich wehren und sträuben

wie er wollte: er ward in Weihrauch beynah erstickt. Am Ende wollte ihm sogar der unermüdliche Schmeichler, bey Anwünschung der gesegneten Mahlzeit, die Hand küssen. Daß er so dem Fasse den Boden ausstieß, war die Schuld der Madame Frank, die ihm von ihrem Nektar (wozu er einen ganz gewöhnlichen Tischwein erhob) ein Glas zu viel eingenöthiget hatte.

Er empfahl sich eben so kriechend als er kam, und Herr Frank ließ nun seinem Unwillen – den er, aus Respekt gegen den schwarzen Rock seines Gastes, gezähmt hatte — freyen Lauf. „Ein unerträglicher Ohrwurm!“ rief er aus. „Ich möcht' ihm nicht einen Hund, geschweige mein Kind, anvertraun! Nein, lieber wähl' ich den Schulmeister. Der ist ein alter deutscher Degenknopf!“ —

4.

Der Schnurrbart.

Alexander Wigand war ein seltsames Amphibium, das auf dem Schlachtfelde wie in der Schulstube zu Hause war. Er hatte die Eigenheit, seine Herkunft und seinen Geburtsort geheim zu halten. Selbst seine Frau wußte von beyden nichts, weil er sich am Verlobungstage bedingte, ihn über die Schicksale seiner Jugend nie zu fragen. Er empfing bisweilen Briefe, die, nach dem Betrage des Postgeldes zu urtheilen, aus fernen Gegenden kamen, und ihn immer sehr mißmüthig machten. Wir dürfen sein Geheimniß nicht voreilig ausplaudern. Es wird mit der Zeit den Lesern bekannt werden. Hier ist uns nur erlaubt, im vor-

aus so viel zu verrathen: daß ihn ein unglücklicher Vorfall in seinem zwanzigsten Jahre aus seiner Heimath und über die vaterländische Gränze trieb, und ihn zu dem Entschluß brachte, sich als Husar anwerben zu lassen.

Nachdem er sich einige Jahre auf dem Exercierplatze und im Felde getummelt hatte, war er zu einer ungewöhnlichen Länge und Stärke erwachsen. Er ragte, wie ein Thurm, über seine Nebenmänner im Gliede hervor, und berührte fast, wenn er auf seinem pohlnischen Klepper saß, mit den Füßen die Erde. Man fand nun den schwerfälligen Koloß zum Dienst bey der leichten Reiterey nicht mehr brauchbar; er ward als Unterofficier zu einem Kürassier-Regimente versetzt, und stieg bald zum Wachmeister.

Jetzt heirathete er ein gutes, geschicktes Mädchen, eine Tochter des damahligen

Schulmeisters in Hühnenthal, die bey der Generalin von Türk, deren Gemahl Inhaber des Kürassier-Regiments war, als Kammerjungfer diente. Es ist voraus zu sehen, daß mancher Leser und Kunstrichter über diese genealogische Nachricht vornehm lächeln wird. Der Verfasser muß das über sich ergehen lassen; denn sie war nothwendig.

Wigand befand sich in einem verhältnißmäßigen Wohlstande, bis ihm eine feindliche Kugel das linke Bein lähmte, und ihn in seinem vierzigsten Jahre zum Invaliden machte. Er bekam den Abschied mit einer Pension, wovon kein Zwerg leben konnte, geschweige ein Riese wie er.

Der General erboth sich, ihm einen Civilposten zu verschaffen, und fragte, zu welchem er Lust habe. „Am liebsten würd' ich Domherr, mit einer fetten

Pfründe;" antwortete der spaßhafte Wachmeister: „Doch unser einer darf nicht viel wählen. Mir ist jedes Plätzchen willkommen, wo ich mit Frau und Kind ein sicheres Auskommen finde. Ich würde mich allenfalls sogar entschließen, in die Fußstapfen meines Schwiegervaters zu treten, der gestern gestorben ist." — Der General lachte über den Einfall, Ludimagister zu werden, und nahm ihn für Scherz an. „Mein voller Ernst!" fuhr Wigand fort. „König Dyonisius war Schulmeister zu Korinth; warum sollte sich dieses nützlichen Geschäfts ein armer Wachmeister schämen?" —

Die Lehrerstelle in Hühnenthal war in ihrer Art eine der besten im Lande; ein wahres Schulmeister-Canaan. Wigand bewarb sich um diese Perle, weil besonders seine Frau an ihrem Geburtsorte zu leben wünschte. Der General un-

terstützte ihn mit Nachdruck; und so kam er auf die Liste der Kandidaten, die in der Dorfkirche die gewöhnliche Probe thun sollten. Er bereitete sich dazu; doch alle Vorstellungen seiner Freunde waren vergebens, ihn zur Trennung von seinem Schnurrbarte zu bewegen. „Ist's denn nicht rühmlich, Haare auf den Zähnen zu haben?" sprach er scherzend. „Ich möchte sie nicht gern auf ein ungewisses Spiel setzen. Wie leicht geschieht's, daß ich den Dienst nicht bekomme! Dann hätt' ich meinen Bart um nichts und wieder nichts eingebüßt, und die Kinder auf der Gasse lachten mich aus." —

Man sah aus Achtung gegen seinen Patron, den General, dieser Grille durch die Finger. Er orgelte wacker, sang und katechisirte mit Beyfall, und ward zum Schulmeister ernannt. Dabey erhielt er aber die ernstliche Weisung, nun ohne

Verzug seine kriegerische Mundverbrämung hinweg zu schaffen.

Hierzu konnte er sich nicht entschließen. Es war ihm, als ob er die Augen aus dem Kopfe verlieren sollte. Er trat sein Amt getrost an, und wichste seinen Bart, wie er als regierender Wachmeister gethan hatte. Die kleinen Schulkinder fürchteten sich vor ihm, wie vor dem Knecht Ruprecht; die größern lachten, und er fuchtelte sie tüchtig dafür. Der Pfarrer und der Superintendent bemühten sich vergebens, diesem Unwesen zu steuern. Sie erstatteten darüber Bericht ans Konsistorium. Dieß befahl — wiewohl mit etwas mildern Ausdrücken —: der Schulmeister solle sich binnen vier und zwanzig Stunden entweder den Bart oder vom Dienst scheren.

Immer noch sträubte sich der Starrkopf. Doch seine kluge Frau erhielt ihn

bey Amt und Brod, indem sie ihm, als er schlief, den streitigen Bart unter der Nase wegschnitt. Der erwachende Simson haderte fürchterlich mit seiner Delila, und gab sich erst nach langer Zeit über den Verlust seiner martialischen Zierde zufrieden.

Bald darauf brach ein Stiefelkrieg aus. Der alte rechtgläubige Pfarrer fand an den großen, steifen, donnernden Kürassierstiefeln, womit sein Schulmeister in der Kirche herum storchte, und sogar, bey Ansteckung der Abendmahlskerzen, den Altar erschütterte, ein gewaltiges Aergerniß, und ermahnte ihn oft mit sanften und ernsten Worten, seine Beine standesmäßiger zu kleiden. Es geschah nicht. Wigand gab immer zur Antwort: er habe verlernt, in Schuhen zu gehen. Der Pfarrer verklagte ihn abermahls, wegen dieser Widerspänstigkeit, beym hohen Kirchengerichte;

dieß hielt jedoch die Sache für unbedeutend, und entschied nichts darüber. Wigand donnerte nach wie vor mit seinen Butterfässern den Altar hinauf, und sie machten mit seinem Stutz (den er sich zulegte, weil ihn seine ungetreuen Haare verließen) einen lächerlichen Abstich. Auch fiel es sonderbar auf, wenn er in der Folge, als der Tod das alte Kirchenlicht ausgeputzt hatte, neben dem jungen, zarten Pfarrherrchen, wie Goliath und David, durchs Dorf stiefelte. Hinter ihm ging er nie; er machte vielmehr solche Riesenschritte voran, daß ihm sein geistlicher Gefährte bisweilen im keuchenden Trabe folgen mußte. Der alte Kriegsknecht war nie dahin zu bringen, daß er seinen Pastoren den Mantel oder die Kirchen-Agende nachgetragen hätte. Stolz auf seine vormahlige Wachmeisterwürde, wollte er sich durchaus nicht zu einer

gemeinen Pfarrer-Ordonnanz erniedrigen lassen.

Auch der Schulmeistertitel war seinen Ohren ein Mißton, bey dem er immer die Stirn runzelte. Wer ihn hingegen Herr Wachmeister begrüßte, bekam ein freundliches Gesicht. Herr Frank verdiente sich dieß, wenn er bey guter Laune war. Wigand wollte ihn dagegen aus schuldiger Dankbarkeit Herr Kornett nennen, weil er vor dreyßig Jahren eine kurze Zeit als Standartenjunker gedient und mit jenem Prädikat den Abschied genommen hatte: er verbat sich's aber als unpassend zu seiner Generals-Korpulenz und seinem eisgrauen Kopfe.

5.

Antonio.

Der Exwachmeister war also der Mann, den der vormahlige Standartenjunker und Titular-Kornett zum Lehrer seines Sohnes bestimmte. Ehe dieser Beschluß ausgeführt wurde, fand Wilhelm inzwischen noch Gelegenheit, bey einem andern Meister in die Schule zu gehn.

Es war einige Tage nach obgemeldeter Probepredigt, als im Schloßhofe zu Hühnenthal ein fremder Reiter ankam, der bey Menschen und Vieh großes Aufsehn erregte. Sogar die Truthähne strotzten ihm mit aufgeblasenen Kadern und lärmendem Gekoller entgegen. Dieser zornige Empfang galt der brennend rothen Farbe seines Kolletts, das mit goldnen

Tressen besetzt war. Hierzu trug er einen glänzenden Helm mit einem Roßschweife. Ein berittener Jockey begleitete ihn, und hielt sein Pferd, als er sich mit ungewöhnlicher Behendigkeit herab geschwungen hatte. Er verlangte mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen, und ward zur Audienz gelassen.

„Gnädiger Herr!" — begann er, und berührte, sich tief verbeugend, mit der rechten Hand seinen Helm.

„Nichts von Gnade!" fiel ihm Herr Frank hastig ins Wort. „Ich bin kein Edelmann. Aendern Sie daher ihre Sprache!"

„Wie Sie befehlen," antwortete der Fremde.

„Sie haben sich unter dem Nahmen Antonio bey mir anmelden lassen;" fuhr Jener fort: „Aber wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ich bin der Inhaber eines Trupps Affen, Hunde und anderer Thiere, mit denen ich das Land durchziehe, um das Publikum zu belustigen.“

„So, so!“ — sprach Herr Frank, und setzte geschwind seine Nachtmütze auf. — „Also damit gibt Er sich ab? — Er könnte wohl, dächt' ich, etwas Nützlichers thun.“

„Sie haben Recht. Ich treib' auch dieses Geschäft nicht aus Neigung und freyer Wahl. Eine Verkettung seltsamer Schicksale, die ich von Jugend auf erfuhr, machte mich zum Eigenthümer dieser Thiere, deren Abrichtung und Leitung bloß die Sache meiner Knechte ist. Ich selbst befasse mich nicht damit, und suche mit Ungeduld eine günstige Gelegenheit, die ganze Menagerie zu verkaufen.“

„Nun? — Er will mir doch nicht etwa die Bestien anbiethen?“

„Sie

„Sie scherzen. Ich bin im Begriff, nach der Hauptstadt zu reisen. Wenn Sie es aber erlauben, so halt' ich mich einen Tag oder zwey hier auf. Wir haben einen weiten Weg in Einem Striche gemacht; ich und mein Troß sind ermüdet; wir bedürfen einiger Ruhe.“

„Die sey Ihm vergönnt!“

„Sie gestatten doch wohl auch, daß wir unsere Künste hier zeigen?“

„Nein, das verbitt' ich mir. Ich bin kein Freund von Affenballetts, und die Hunde lieb' ich nur, wenn sie zur Jagd dressirt sind.“

„Aber Ihren Unterthanen würden meine Thiere wahrscheinlich Vergnügen machen.“

„Kann seyn.“

„Und ich gewänne dabey das Stall- und Futtergeld.“

„Nun, so laß Er meinetwegen tanzen!“ —

Antonio trat ab, schwang sich auf sein Pferd, ritt nach dem Gasthofe, und schickte seinen kleinen Knappen hinaus vors Dorf, um sein vierfüßiges Gefolge, das sich indessen neben der Landstraße gelagert hatte, herein zu führen. Wilhelm, dem die Ankunft dieser Karavane ein großes Fest versprach, flog ihr entgegen.

Sie zog in stiller Ordnung daher. Ihre Fahne war der lange, hochgestreckte Hals eines Kamehls, das an der Spitze ging. Auf seinem Höcker thronte ein Pavian, und schnitt rechts und links Fratzengesichter. Ihm folgten zwey alte verdrießliche Bären. Hinter diesen ritten sechs Affen auf eben so viel großen englischen Doggen, die ordentlich, wie Pferde, gesattelt und gezäumt waren. Einige Packesel und ein Wagen, der, wie die Arche Noä, eine Menge kleiner ausländischer Thiere und Vögel in sich faßte, beschlossen den Zug.

Wilhelm, der ein solches Schauspiel noch nie gesehn hatte, zappelte vor Freude mit Händen und Füßen. Er theilte Aepfel unter die Affen aus, (weil er aus dem Abcbuche wußte, daß sie Liebhaber davon sind) und konnte sich über die possierliche Art, wie sie speis'ten, nicht genug verwundern. Aber noch mehr belustigte ihn ein Affe, der es übel nahm, daß die Dorfhunde mit seiner Reitdogge Bekanntschaft machen wollten. Er sah ihnen eine Weile geduldig zu, wie sie, schwänzelnd und schnüffelnd, ihre ausländische Schwester begrüßten; als ihm aber die Bewillkommungskomplimente zu lange dauerten, schwang er sich, wie ein kunstgerechter Reiter, aus dem Sattel, und gab dem nächsten Köter eine so förmliche Maulschelle, wie sie nur eine Menschenhand austheilen kann. Gelassen stieg er dann wieder auf seinen Klepper; der gezüchtigte

Hund heulte durchs Dorf hinab, und erfuhr die Wahrheit des Sprichworts: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.

Es ward schon Abend, als der müde Trupp in den Gasthof einzog; der allgemeine Wunsch, die Künste der Thiere zu sehen, konnte daher an diesem Tage nicht befriediget werden. Zur Entschädigung lud Antonio die versammelte Dorfschaft ein, sich nach Verlauf einer Stunde, die er zu Vorbereitungen nöthig habe, im Wirthshause einzufinden, wo er sie mit mancherley Belustigungen unterhalten wolle.

6.

Der Kanarienvogel.

Jung und Alt drängte sich zum Schauplatze. Der Schulmeister, die Gerichtsschöppen, der reiche Mahlmüller, ein eben so wohlhabender Roßhändler, und mehrere Vornehme des Dorfs, besetzten die ersten Plätze. Auch Wilhelm stahl sich zu Hause weg, und mischte sich unter die Zuschauer.

Antonio begann mit Kartenkünsten und andern Taschenspielereyen, die er, ohne den abgeschmackten Hokus Pokus gemeiner Gaukler, mit der zierlichen Gewandtheit des bekannten Ritters Pinetti darstellte. Man staunte darüber allgemein. Sogar der gelehrteste Mann der Gesellschaft, der Schulmeister, betheuerte mit soldatischen Schwüren, daß er dergleichen wunderbare

Dinge nimmer gesehen habe. Nur der Müller und sein Herr Gevatter, der Roßkamm, (die sich außerordentlich klug dünkten, und bey jeder Gelegenheit das große Wort führten) waren anderer Meinung. Sie schüttelten ihre dicken Köpfe, lächelten spöttisch und sagten laut: das sey alles Kinderey, und erfordere keine besondere Geschicklichkeit.

Wigand, der den kunstreichen Fremdling schon lieb gewonnen hatte, gerieth darüber in Harnisch. „Tausend Element!" rief er aus: „Tadeln ist leicht! Aber versucht selbst so ein Stückchen, ihr Herren!"

„Wir wollen das nicht," versetzten sie stolz.

„So, so!" sprach Wigand. „Das ist doch Jammer und Schade! — Nun, so schweigt wenigstens, ihr hochweisen Kunstrichter, und stört uns einfältige Leute nicht in unserm Vergnügen!" —

Antonio nahm an diesem kleinen Kriege, der seinetwegen geführt wurde, keinen Antheil. Er faßte die Klüglinge bloß ins Gesicht, und fuhr, als ihnen der Mund gestopft war, in seinen künstlichen Spielen ruhig fort.

Unter andern befahl er seinem Jockey, der ihm als Gehülfe zur Hand ging, einen lebendigen Vogel und einen Mörser zu hohlen. Der Knabe brachte das verlangte Gefäß, und ein munterer Kanarienvogel saß ihm frey auf der Schulter. Antonio kündigte jetzt an: er werde dieses zahme Thierchen in dem Mörser zerstampfen, und sogleich wieder lebendig machen. Die meisten Zuschauer hörten dieß gleichgültig an; andere freuten sich darauf; nur Röschen, die Tochter des Schenkwirths, (der zugleich Dorfrichter war) ein schönes, sechzehnjähriges Mädchen, drängte sich mitleidig heran, und bat um Schonung des Vogels.

Die beyden Krittler verspotteten sie, und bestanden hitzig darauf, das kleine Geschöpf zermalmen zu sehen; denn sie glaubten, der Künstler habe schon im voraus auf eine mitleidige Vorbitte gerechnet, um sich der Darstellung dieses schwierigen Stücks überheben zu können. Antonio errieth ihren Verdacht, den sie durch hämische Mienen und abgebrochene Worte deutlich genug zu erkennen gaben. Er entschuldigte sich deßhalb gegen Röschen, daß er das Schicksal des Vogels nicht ändern könne, weil er sonst in Gefahr stehe, von gewissen Leuten für einen Prahler gehalten zu werden.

Hierauf ergriff er rasch den Vogel, und drückte ihn in den Mörser. Röschen wandte sich schnell hinweg, und verließ mit weinenden Augen und eilenden Schritten die Stube. Antonio arbeitete nun einige Sekunden lang wacker mit der Keule,

und jedermann war überzeugt, daß der Vogel zerschmettert seyn müsse; aber plötzlich flog er — durch den doppelten Boden des Mörsers unbeschädigt erhalten — wieder heraus. Ein Jubelgeschrey erschallte, und Röschen kam wieder zurück. Antonio rief sie zu sich. „Sieh, gutes Mädchen,“ sprach er, „der Vogel lebt! Nimm und behalt' ihn zu meinem Andenken!“ — Röschen küßte den Vogel, und hüpfte, nach einem freundlichen Dank, mit ihm davon. „Eine edle Seele!“ rief Antonio. „Dieses Kunststück ist ein wahrer Probierstein der Herzen!“ —

Die superklugen und nichts weniger als empfindsamen Gevattersmänner hohnlächelten über diesen Auftritt; doch Antonio ließ sich nicht mit ihnen ein, und schien sie gar nicht zu bemerken. Er hatte sie dennoch scharf auf dem Korne, und beobachtete vornehmlich, wegen einer

gewissen Absicht, ihre Stimmen sehr genau.

Nach einer halben Stunde, die unter magnetischen und andern Künsten verstrich, schloß er seine Vorstellungen, und ersuchte den Wirth, sein bestelltes Abendessen auftragen zu lassen. Es erschien ein gebratener Kalbskopf. Antonio machte sich bey der Schüssel ein kleines, flüchtiges Geschäft, das niemand bemerkte, und wandte sich dann zu den beyden Klügelmeistern. „Meine Herren,“ sprach er, „es blökt in der Welt manches Kalb —“

„Ja wohl, ja wohl!“ fiel Wigand ein, und nickte bedeutsam nach den vorwitzigen Krittlern hin.

„Aber einen gebratenen Kalbskopf,“ fuhr Antonio fort, „hörten Sie doch gewiß noch nicht blöken.“

Sie gestanden das brummend ein.

„Nun, so befehl' ich dir,“ redete er

den Kalbskopf an, „diesen Herren einen freundschaftlichen guten Abend zu biethen.“

Er hatte dieß kaum gesagt, da blökte das Caput mortuum auf dem Tische wie ein lebendiges Kalb, und wiederhohlte dieß mehrmahls.

Ein schallendes Gelächter erschütterte die Schenkstube; nur der Müller und der Roßkamm saßen so ernsthaft wie ein Paar Horneulen, und wollten vor Aergerniß bersten, weil größten Theils auf ihre Kosten gelacht wurde.

Antonio lud seinen Vertheidiger, den Schulmeister, freundlich ein, mit ihm zu speisen, und Wigand schlug es nicht aus. Sie setzten sich an ein besonderes Tischchen, das für den reisenden Künstler gedeckt war. Er zerlegte mit außerordentlicher Geschwindigkeit den wundersamen Braten, und beseitigte so ganz unmerklich einen Laubfrosch, den er in ein flaches

Schächtelchen gesperrt, und in den Mund des Kalbskopfs geschoben hatte. Hier war dem kleinen Gefangenen bald in seinem engen Kerker zu warm geworden; er beklagte sich darüber in seiner gewöhnlichen Sprache, und die eingeschlossene Stimme des Bassisten klang natürlich wie das Geblök eines Kalbes.

7.

Die Gevattern.

Wigand, Antonio und der Jockey (den sein Herr auch mit zur Tafel gezogen hatte) schmaus'ten vergnügt, ungeachtet sich die beyden Widersacher viel Mühe gaben, ihnen die Mahlzeit zu versalzen. Auf ihre, in der Mitte der breiten Schenk-

tafel aufgepflanzten Elbogen gestützt, lagen sie, wie ein Paar schildhaltende Löwen, einander gegenüber, tranken sich einen derben Rausch, und stichelten unablässig auf die speisende Gesellschaft, besonders auf Antonio.

„Höre, Herr Bruder," — fing unter andern Martin, der Müller, an — „der Doktor Faust war doch ein ganz anderer Kerl!" —

„Das sollt' ich meinen!" — antwortete Steffen, der Roßkamm. — „Er ritt ein Mahl in Leipzig (wie ich in meiner Jugend gelesen habe) auf einem großen Weinfasse aus einem Keller herauf, und zwar so rasch und flink, wie ich mit meinem türkischen Schimmel über eine Wiese galoppire."

„Potz alle Hagel!" rief der Müller. „Das soll mir mancher Windbeutel wohl bleiben lassen!" —

„Aber noch lustiger war der Streich,"

fuhr Steffen fort, „den er einer benebelten Gesellschaft spielte, die durchaus ein Zauberstückchen von ihm verlangte.“ —

„Wirklich? — Ey, laß doch hören, Herr Bruder!“ —

Steffen nahm gemächlich eine Prise Taback, räusperte sich, und begann, nach mehrern solchen Vorbereitungen, mit starker Stimme seine Geschichte, wie folgt:

„Doktor Faust speis'te einsmahls in einem vornehmen Wirthshause zu Abend. Die übrige Tischgesellschaft hatte sich die Nase tüchtig begossen, und forderte mit großem Geschrey von ihm ein Pröbchen seiner schwarzen Kunst. Der Hexenmeister hatte gerade keine Lust. Aber die Trunkenbolde setzten ihm heftig zu, und sagten ihm ins Gesicht: wenn er nicht auf der Stelle ihren Wunsch befriedigte, so hielten sie ihn für einen Pfuscher und Stümper.

Ihr greift meine Ehre an! sagte der

Doktor. Ich muß sie retten! Wohlan, nennt mir ein Kunststück, das ich euch zeigen soll!

Sie steckten die rauchenden Köpfe zusammen, um gemeinschaftlich eine recht harte Nuß zu finden, die sie ihm zum Aufknacken vorlegen wollten. Nach langer Berathschlagung baten sie sich aus: er möchte einen Weinstock mit reifen Trauben aus dem Tischblatte hervor wachsen lassen. Sie hielten das, wegen der späten Jahrszeit, für eine sehr schwere Aufgabe; denn es war schon gegen Weihnachten, und also die Weinlese längst vorbey.

Der Doktor merkte, was sie im Schilde führten, und lächelte ruhig darüber. Gut, meine Herren, sprach er, es geschehe, was ihr wünscht! Doch rühre sich keiner vom Platze!

Er machte nun allerley Hokus Pokus, und sie sprachen indessen aus langer Weile

ihren Flaschen so fleißig zu, daß sie allenfalls mit ihren gläsernen Augen einen Ziegenbock für einen Elephanten angesehn hätten. Als sie der Schwarzkünstler in dieser vortheilhaften Verfassung erblickte, rief er plötzlich: Aufgepaßt! — Und siehe, da stieg ein prächtiger Weinstock aus der Mitte der runden Tafel empor, streckte seine Rebenarme nach allen Seiten aus, und reichte jedem Gast eine große purpurfarbene Traube. Habt Acht! — kommandirte Faust wie ein Major auf dem Exercierplatze: Die Trauben mit der linken Hand angefaßt! — Mit der rechten das Messer ergriffen! — Es geschah; sie machten sich alle zur Weinlese fertig; aber der Doktor rief: Halt! — Wem sein Leben lieb ist, der schneide seine Traube nicht eher, bis ich's ausdrücklich erlaube! — So hielt er sie fünf Minuten lang, wie steinerne Bildsäulen, in gespannter Erwar-

tung

tung. Jetzt verschwand, von seinem Zauberstabe berührt, plötzlich der Weinstock, und jeder Gast sah mit Erstaunen, daß er die rothe Nase seines Tischnachbars in der Hand hatte, und eben im Begriff war, sie abzuschneiden." —

Martin jauchzte hoch auf: „Was mögen sich die nassen Brüder geärgert haben! — Aber, potz Stern! es war ein rares Stück! Ich wollte meine Mühle mit sechs Gängen drum geben, wenn ich so hexen könnte." — Er wandte sich jetzt zu Antonio: „Heh! was meint Er dazu? — Hat Er gehört, was mein Herr Gevatter erzählte?" —

„Warum nicht?" antwortete Jener. „Der Herr Gevatter sprach ja laut und vernehmlich genug."

„Das ist so meine Art zu reden;" sagte der Roßtäuscher im Tone eines Raufbolds. „Geht's Ihn was an?"

„Nicht das Geringste!“ — war Antonio's Antwort.

„Ich dächte,“ fiel Martin ein, „Er ließe das unter Weges, sich über unsere Stimmen aufzuhalten! Mach' Er uns lieber, wenn Er mit Seinem Kalbskopfe zu Rande ist, einen solchen Meisterschwank vor, wie der selige Doktor Faust, den der Geyer gehohlt hat.“

„Damit kann ich nicht dienen,“ entgegnete Antonio. „Ich bin kein Schwarzkünstler, und gab mich nie dafür aus. Geschwindigkeit ist keine Zauberey. — Allenfalls wollt' ich's aber auch, ohne Doktor Faust zu seyn, dahin bringen, daß sich ein Paar gute Freunde bey den Köpfen kriegen müßten.“ —

„Nehm' Er nur Seinen eigenen Kopf in Acht!“ rief Steffen.

Antonio antwortete dem Renommisten nicht, sondern neigte sich zum Schul-

meister, und fragte leise: „Sprechen Sie französisch oder italiänisch?“

„Mein Himmel!“ versetzte Wigand lächelnd, „wie können Sie diesen gelehrten Luxus bey einem armen Dorfschulmeister suchen? — Ich spreche bloß mein ehrliches Mutterdeutsch, und zur höchsten Noth ein Bißchen Küchenlatein.“

Antonio fing jetzt an, sehr fertig lateinisch zu reden. „Es freut mich,“ sprach er, „daß wir uns einer fremden Zunge bedienen können, deren nicht jeder um uns her mächtig ist. Sagen Sie mir, Freund, wer sind jene zwey Männer, die auf eine so zudringliche Weise Händel mit mir suchen?“ —

„Die ärgsten Schelm' im Dorfe!“ antwortete Wigand gleichfalls lateinisch. „Der Dickbauch im bläulichen Rocke ist der hiesige Mahlmüller, Nahmens Martin, der sich seit zwanzig Jahren, durch dop-

peltes und dreyfaches Metzen, zum reichen Manne gestohlen hat. Sein Gevatter Steffen — der Rothkopf mit der langen Nase — taugt eben so wenig. Er ist der betrüglichste Roßkamm im Lande, und sein Stall — ich kann darüber urtheilen, denn ich habe bey der Kavallerie gedient — sein Stall ist ein ewiger Schauplatz aller möglichen Pferdegebrechen. Aber er brennt, beitzt, mahlt, feilt und prügelt seine armen alten Mähren so lange, bis er sie als junge, muthige Rosse verkaufen, und unerfahrnen Leuten die Augen damit auswischen kann. — Außer dem besitzen die Herren Gevattern einen ganz unerträglichen Dünkel, und halten jeden für ein Schaf, der nicht so gaunert, wie sie." —

Ein Paar liebenswürdige Menschen!" rief Antonio. „Vielleicht kann ich von dieser Charakterschilderung einen lustigen Gebrauch machen." —

Martin und Steffen spitzten, wie Esel, die Musik hören, bey diesem lateinischen Gespräche die Ohren, und lachten und flüsterten leise. Sie wagten nicht, laut darüber zu spotten; denn sie fürchteten sich vor dem herkulischen Wigand, der ihnen an körperlicher Kraft weit überlegen war. Mit dem schlanken, fein gebauten Taschenspieler hingegen glaubten sie es, ohne sonderliche Gefahr ihres Rückens, aufnehmen zu können, und forderten ihn daher aufs neue durch Spöttereyen heraus. Er hatte keine Lust, sich thätlich mit ihnen abzugeben, sondern ging mit dem Gedanken um, sie durch ihre eigenen Hände zu züchtigen.

Die klügste Maßregel, die man gegen einen bellenden Hund und einen zanklustigen Naseweis ergreifen kann, ist das Schweigen der Verachtung. Beyde Arten von Kläffern — und besonders die, welche durch die Feder bellen — lassen den am

ersten zufrieden, der seine Straße ruhig fortgeht, ohne sich um sie zu bekümmern. Auch die Herren Gevattern wurden endlich, als ihnen Antonio nicht mehr antwortete, des Neckens müde. Martin, der verschiedene Gläser über den Durst getrunken hatte, neigte schlummernd sein Haupt, und Steffen schwankte zwischen Schlafen und Wachen. Es herrschte einige Minuten lang eine tiefe Stille. Antonio ging mit langsamen Schritten die Stube auf und ab.

Mit Einem Mahl erschallte eine sonderbare hohle Stimme; die mit Steffens Sprachton die größte Aehnlichkeit hatte. „Herr Gevatter!" rief sie: „warum so schläfrig? — Du hast heute gewiß tüchtig gemetzt!". —

Steffen erschrak, da er sich selbst reden hörte, und doch den Mund nicht aufthat. Auch Martin fuhr aus dem Schlafe em-

vor, und fragte hastig: „Was sagtest Du?“

„Ich kein Wort!“ sprach der Roßhändler.

„Ey, so läugne doch nicht!“ versetzte der Andre. „Ich verstand Deinen plumpen Spaß recht wohl; denn ich schlief nicht so fest, als Du glaubtest.“

Steffen schwor: er habe keinen Mucks von sich gegeben; der Henker müsse sein Spiel haben. So stritten sie eine Weile mit schweren Zungen, und nickten dann wieder.

„Gevatter Steffen!“ rief jetzt eine Stimme in Martins Mundart: „Hast Du heute viel alte Pferde jung gemacht?“ —

Beyde wurden plötzlich munter, und starrten einander an. „Du Mehlwurm! Du Mühlesel!“ — schimpfte der Roßtäuscher — „was foppst Du mich?“ —

„Du träumst, Pferdejude!“ rief Martin. „Ich hörte wohl im Dusel von Deinen alten Kracken sprechen; aber, bey meiner Treu, ich war's nicht!“ —

Das Gezänk ward ernsthaft. Steffen hieß den Müller einen Metzendieb; dieser gab einen Betrieger zurück. Der Roßkamm rächte sich durch eine Ohrfeige; Martin blieb sie nicht schuldig. Sie fielen einander in die Haare, balgten sich nieder auf den Fußboden, und walkten sich, zur größten Belustigung aller Anwesenden, unter dem Tische. Niemand regte Hand oder Fuß, den Frieden zwischen ihnen herzustellen; denn beyde waren verhaßt, und man gönnte Jedem die Püffe, die er von dem Andern erhielt. So hatten sie die schönste Muße, sich nach Gefallen zu bearbeiten. Dieses Vergnügen genossen sie fünf Minuten, und gingen dann mit Beulen und Brauschen nach Hause, wo

Steffen vermuthlich viel Apostelsalbe *) zu seiner Heilung verbrauchte.

8.

Der Bauchredner.

Antonio blieb bey diesem Kampfe so gleichgültig, als ob er nichts davon sehe und höre. Desto mehr jubelte sein kleiner Page, und vertraute Wilhelmen, der mit ihm Freundschaft gestiftet hatte, daß sein Herr die kriegführenden Mächte durch die Bauchsprache zusammengehetzt habe.

„Durch die Bauchsprache?“ fragte Wilhelm. „Was ist das?“

*) Eine bey den Roßärzten gebräuchliche Salbe, die aus zwölf Bestandtheilen zusammengesetzt ist, und daher diesen Nahmen erhielt.

„Eine sehr artige Kunst!“ antwortete sein Freund. „Wer sie versteht, drückt seine Stimme durch die Kehle in sich hinab, und läßt sie aus dem Bauche wieder herauf schallen, ohne daß man die geringste Bewegung oder Veränderung an ihm wahrnimmt.“ —

„Was Du sagst!“ —

„Ein geschickter Bauchredner ist im Stande, mitten in einem Kreise von hundert Personen sein Spiel unbemerkt zu treiben, und alle Stimmen nachzuahmen, die er in seinem Leben nur Ein Mahl gehört hat.“ —

„Ist's möglich? — Das kann Dein Herr?“ —

„Wie Du sahst! — Und das ist ihm eine Kleinigkeit. Er treibt seine Kunst noch viel weiter, und täuscht bisweilen so wunderbar, daß man drauf schwört, es ruf' eine Stimme vom Himmel herab,

oder aus einem Abgrund herauf. Einst erhob er, indem wir in Wien durch eine sehr lebendige Straße gingen, in seinem Bauche so einen Tumult, als ob sich eine Menge Leute mit einander zankten und rauften. Alle Menschen, die uns begegneten, blieben stehen, sahen mit Erstaunen rechts und links, hinter sich und vor sich, und ein Polizeydiener kam in vollem Sprunge, um den Streithandel zu schlichten." —

„Das ist lustig!" rief Wilhelm. „Sprichst Du sie auch, diese drollige Sprache?" —

Der Jockey gab sich bescheiden für einen Anfänger aus.

„Lehre mich, was Du kannst!" bat der kleine Frank, und sein junger Freund war bereitwillig. Sie gingen mit einander vor die Thür, der Unterricht begann, und der Lehrer fand seinen Schüler und

dessen Kehle so geschickt, daß er darüber in freudige Verwunderung ausbrach. „Dich sollte mein Herr zustutzen!“ sprach er. „Du würdest ein Bauchredner, wie's in der ganzen Welt keinen gibt!“ — Wilhelm fand sich sehr geschmeichelt, und in ihm brannte der Wunsch, eine Kunst zu lernen, durch die er viel Schwänke auszuführen hoffte. Er nahm sich vor, den Meister Antonio um eine Lektion zu ersuchen. Hierzu war es aber an diesem Tage zu spät, weil er sich schon in der Schenke so lange aufgehalten hatte, daß er einen scharfen Verweis von seinen Aeltern befürchten mußte.

Er flog heim, übte sich die halbe Nacht, steckte am Morgen sein ganzes, seit mehrern Jahren gesammeltes Taschengeld zu sich, und eilte damit nach dem Wirthshause. Antonio war kaum aus dem Bette aufgestanden, und erstaunte

nicht wenig, als Wilhelm in seine Stube trat, und ihm in der Bauchsprache einen guten Morgen both, der freylich noch schülerhaft ausfiel. „Wo haben Sie das gelernt?“ fragte der Meister mit einer ernsthaften Miene. Wilhelm nannte seinen Lehrer, und rückte schnell mit der Bitte heraus, den Unterricht fortzusetzen. Er legte zugleich ein Geldpäckchen auf den Tisch, um damit das Honorar im voraus zu bezahlen.

Antonio nöthigte ihn, sein Geld wieder einzustecken. „Ich bin unzufrieden mit meinem Buben,“ sprach er, „daß er Sie mit einer Posse bekannt machte, die eines jungen Menschen von Ihrem Stande ganz unwürdig ist.“

„Warum?“ sagte Wilhelm. „Was ein so artiger Mann, wie Sie, gelernt hat, wird wohl auch für mich nicht zu schlecht seyn.“ —

Er hatte sich auf dieses Kompliment vorbereitet, weil ihm der Jockey voraus sagte, daß er die Antwort bekommen werde, die er wirklich erhielt. Es ging ihm daher leicht und glatt von den Lippen, und Antonio, der zuvor ziemlich sauer aussah, lächelte freundlich darüber. „Gutes Kind," sprach er, „ich ward, leider! zum Gaukler erzogen; Sie aber müssen sich in Ihrer glücklichern Lage bestreben, ein verdienstvoller Mann, eine Stütze Ihres Vaterlandes zu werden." —

Diese Worte waren Wilhelmen zu hoch, und machten keinen Eindruck auf ihn. Er drang vielmehr mit neuer kindischer Heftigkeit auf Unterweisung in der Bauchsprache. Um seiner los zu werden, fragte Antonio, was ihn der Jockey gelehrt habe. Wilhelm wiederhohlte das ganze Kollegium, das ihm Tages zuvor hinter der Thüre gelesen worden war.

„Nun, das ist alles recht gut;“ sagte Jener. „Ich weiß selbst keine bessern Regeln zu geben. Was Ihnen noch in der Anwendung derselben abgeht, das müssen Sie — wenn Ihnen die Sache nicht schon morgen, wie ich hoffe, zum Ekel geworden ist — durch Uebung zu gewinnen suchen. Diese macht in dergleichen Gaukeleyen den Meister.“ —

Wilhelm mußte sich an dieser kahlen Abfertigung begnügen. Um jedoch nicht ganz vergebens gegangen zu seyn, äußerte er den Wunsch, ein solches Kunstgezänk zu hören, als jenes gewesen war, das einem Polizeydiener in Wien so schnelle Beine gemacht hatte. Antonio sagte weder Ja noch Nein. Er bat, ihn einen Augenblick im Zimmer allein zu lassen. Wilhelm trat ab, und wartete vor der Thür. Bald darauf entstand inwendig ein Getrampel und Gepolter, als kämen

zwanzig Menschen mit Ungestüm an. Männer und Weiber schrien und schimpften, wurden handgemein, warfen sich auf die Erde, schlugen mit Stöcken auf einander los, und machten, mit Einem Worte, ein solches Höllengetümmel, daß dem Knaben angst und bange ward. Er stellte sich vor, die Herren Gevattern müßten mit einer Schaar Bundesgenossen durch eine andre Thür eingedrungen und über Antonio hergefallen seyn. Auch der Wirth, der das lärmende Gefecht über seinem Kopfe gehört hatte, kam erschrocken die Treppe herauf, und klopfte heftig an die verriegelte Thür. Antonio öffnete sie, war allein, und wollte von keinem Kampf etwas wissen. Der Wirth stand eine Weile mit offnem Munde da, und versicherte hoch und theuer, daß ihn seine Ohren noch nie so getäuscht hätten.

Als er sich wieder entfernt hatte, war

Wilhelm

Wilhelm um Worte verlegen, den hohen Grad seiner Bewunderung auszudrücken. Antonio hingegen nannte seinen Schwank ein Kinderspiel, das um so weniger viel Aufhebens verdiene, da er jetzt nicht einmahl die Bauchsprache dabey angewandt habe. „Es gehört zu einem solchen Spaße nichts,“ setzte er hinzu, „als eine geläufige, zum schnellen Nachahmen verschiedener Stimmen abgerichtete Zunge, und ein tüchtiger Stock, mit dem man wild und rasch um sich her schlägt. So kann ein nur mäßig gewandter Mann einen Lärm erregen, als wären funfzig Menschen beschäftigt, einander die Hälse zu brechen.“

9.

Der Harfner.

Nachmittags versammelte sich das ganze Dorf vor dem Wirthshause, und die Thiere spielten ihre Rollen. Antonio ritt indessen spazieren, und übertrug, wie immer, seinen Leuten die Direktion dieses Schauspiels. Zuerst trat das Kamehl auf die Bühne, beugte seine Knie, und ließ sich belasten: — eine knechtische Fertigkeit, die auch viele Menschen besitzen. — Die Affen gaben einen fröhlichern Anblick. Sie sprengten rasch auf ihren Engländern daher, und setzten über hohe Schlagbäume von Bändern, womit man ihnen den Weg sperrte. Einige klammerten sich ängstlich an den Sattelknopf; andere rauchten ganz unbefangen ein Pfeifchen Tabak dabey. Hier-

auf mußte die Kavallerie absitzen, und zu Fuß manövriren. Es ward nach dem Dudelsack getanzt, und manche dieser possierlichen Luftspringer waren kaum so lächerliche Karrikaturen, als man bisweilen in prachtvoll erleuchteten Tanzsälen sieht.

In der Erwartung neuer Taschenspielerkünste war Abends wieder ein großes Gedränge in der Schenkstube. Nur Steffen und Martin fehlten, weil sie vermuthlich die freundschaftlichen Geschenke nicht öffentlich zeigen wollten, die sie sich Tags vorher mitgetheilt hatten. Antonio war heute zu Gaukelpossen nicht aufgelegt; er hätte lieber ungestört mit seinem Freunde Wigand gesprochen. Beyde Männer fühlten sich, Trotz der Ungleichheit ihres Alters, (denn der Schulmeister hatte beynahe zwanzig Jahre voraus) so herzlich und innig an einander gefesselt, daß es ihnen selbst wunderbar schien. Es war

beyden nicht anders, als hätten sie sich schon vor vielen Jahren gekannt und geliebt, und nach einer langen Trennung wieder gefunden.

Antonio brach eine trauliche Unterredung, die sie mit einander hatten, ungern ab. „Aller Augen,“ sprach er, „sind auf mich gerichtet. Ich muß wohl den guten Leuten ein Vergnügen machen.“ — Er ließ seine Harfe hohlen. „Dieß Instrument,“ fuhr er fort, „begleitet mich auf allen Reisen. Ich habe dazu einige Lieder gedichtet, die für das biedre Landvolk, das ich sehr liebe, besonders geeignet sind, und ihm den hohen Werth seines nützlichen Standes vor Augen stellen. So bin ich gleichsam ein Apostel der ländlichen Zufriedenheit; und ich glaube ein gutes Werk zu thun, daß ich moralische Volkslieder, wie die Meistersänger und Harfner der Vorzeit, öffentlich absinge.“ —

Er bat jetzt um Stille und Aufmerksamkeit. Die Anwesenden stellten sich vor ihm in einen halben Mond; er griff feurig in die Saiten, und sang dazu mit einer angenehmen und deutlichen Stimme dieß Lied:

Nur Thoren verachten den Bauerstand,
Der Weise hält ihn in Ehren!
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Lust das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu messen,
Sie würde doch, ohne den edlen Pflug,
Bald Mangel und Hungersnoth pressen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberflusses voll Weitzen und Korn.

Wie stolz donnert Mancher bey euch vorbey
In seiner hohen Karosse!
Wer säet den Hafer, wer mähet das Heu
Für seine schnaubenden Rosse?
Laßt brach die Felder und Wiesen stehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geist der Gebildeten ordnet sie an,
Die Kriegs- und Friedensgeschäfte,
Doch ihr vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüstiger Kräfte!
Ihr schützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland!

Beneidet sie nicht, die Großen der Welt! —
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind sie von gefährlichern Schlingen umstellt,
Als ihr in der ärmlichsten Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensstern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm steckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Gesundheit dort her,
Die Brod und Wasser euch geben.
Er kränkelt, so viel sich sein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Nur Thoren verachten den Bauerstand,
Der Weise hält ihn in Ehren!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Dieses Lied fand allgemeinen Beyfall. Der Harfner mußte es wiederhohlen, und

seine Zuhörer freuten sich jetzt doppelt darüber, weil sie den vollen Sinn desselben noch besser als beym ersten Vortrage gefaßt hatten. „Das sind Worte nach meinem Herzen!“ sprach ein munterer Greis. „So hab' ich mein Leben lang vom Bauerstande gedacht, und ich ärgerte mich immer, wenn ich unzufriedene Bursche vom Lande in die Stadt ziehen sah, um in bunten Bortenröcken auf den Kutschen zu stehen, und dem lieben Gott die Tage abzustehlen. Solch ein vergoldeter Parademensch ist ein unnützer Müßiggänger, und dennoch ein Sklav, der nie sagen kann: dieser Augenblick ist mein! Der thätige Bauer hingegen ist ein freyer Mann, wenn er dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und als treuer Unterthan die Gesetze beobachtet.“ — In gleichem Tone sprachen noch einige andere Hausväter, und riefen ihren Söhnen zu:

„Schreibt euch das hinter's Ohr, und haltet nicht alles für Gold, was ihr in der Stadt glänzen seht!" —

Als man dieses Kapitel abgehandelt hatte, ward Antonio zu mehrern Liedern aufgefordert, und er wählte unter andern Bürgers bekannte Ballade: Des Pfarrers Tochter von Taubenhain. Er nannte sie, ehe er den Gesang anhob, einen Warnungsspiegel für junge, hübsche Mädchen, und bat die anwesenden Jungfern, näher zu kommen. Sie dünkten sich — gerade so, wie die Mädchen in der Stadt — sämmtlich sehr hübsch, und drängten sich alle heran. Auch Röschen (die Tags vorher den Kanarienvogel, den sie vom Tode losbitten wollte, geschenkt erhielt) verschaffte sich einen der ersten Plätze. Sie hatte das meiste Recht, dem Rufe zum Warnungsspiegel für hübsche Mädchen zu folgen; denn sie war unstrei-

tig der schönste Stern des Dorfes und der umliegenden Gegend.

Sie hörte dem Gesang der Ballade sehr aufmerksam zu, und nahm an dem Schicksale der Pfarrerstochter so lebhaften Antheil, daß ihr Gesicht einige Mahl die Farbe veränderte. Dieß geschah besonders bey den Stellen, wo Rosette mit dem Junker von Falkenstein eine nächtliche Zusammenkunft hat, und der schändliche Verführer in der Folge die ihr geschworene Treue bricht. Als die Unglückliche nachher, wegen des Verlusts ihrer Unschuld, von ihrem harten Vater gemißhandelt und verstoßen wird, weinte Röschen laut; und der Kindesmord that auf sie eine so erschütternde Wirkung, daß sie bey den Worten: „Mich hacken die Raben vom Rade!“ ohnmächtig zu Boden sank, und weggetragen werden mußte. Dieser Vorfall machte dem Konzert plötzlich ein Ende.

Als Antonio des andern Tages abreisen und seine Zehrung bezahlen wollte, sagte Röschens Vater: er habe mit ihm etwas unter vier Augen zu sprechen, und führte ihn in eine abgelegene Stube, die er hinter sich verschloß. „Ich bin Ihnen viel Dank schuldig, mein Herr!“ fing er jetzt an: „Sie haben durch die traurige Geschichte, die Sie gestern sangen, meine Tochter vom Verderben gerettet. Nehmen Sie dieß kleine Geschenk zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit!“ — Mit diesen Worten wollte er ihm einen straffen Beutel voll Geld in die Hand drücken. Antonio trat zurück, und bat um Erklärung: wie er zu diesem Anerbiethen komme.

„Das sollen Sie erfahren,“ antwortete der Gastwirth, „wenn Sie mir Verschwiegenheit versprechen.“ — Antonio that es, und Jener fuhr fort: „Mein Röschen ist, wie Sie werden bemerkt ha-

ben, ein junges, schmuckes Ding, und stach schon manchem fremden Herrn, der bey mir einkehrte, ins Auge. Sie war aber immer sittsam, und wich allen verliebten Nachstellungen aus. So benahm sie sich auch oft gegen einen gewissen Edelmann, der einige Meilen von hier ein verschuldetes Gütchen im Sommer bewohnt, und den Winter in der Residenz zubringt, wo er vom Spiel lebt. Er ist ein junger, wohlgebildeter Mensch, und seine glatte Zunge besitzt die Gabe der Ueberredung, als ob er bey der Paradiesschlange in die Schule gegangen wäre. Dieser Windbeutel hat denn, wenn ich manchmahl den Rücken gewandt habe, dem Mädel ins Ohr gezischelt: sie sey schön wie eine Göttin — verdiene ein besseres Glück, als auf dem Lande zu versauern — er sey bis zum Sterben in sie verliebt — wolle sie zu seiner Gemahlin machen — sie solle Kleider

und Schmuck, wie eine Fürstin, bekommen, und so weiter. Drauf ist er mit dem Vorschlag einer Entführung heraus gerückt, und hat auch wirklich die unerfahrne und leichtgläubige Thörin, die noch nicht völlig sechzehn Jahr' alt ist, zur Einwilligung beschwatzt. Am heutigen Abend wäre sie heimlich fortgegangen, und ich hätte sie vielleicht erst nach langer Zeit im Lazarethe der Hauptstadt, oder gar — wie jene verführte Pfarrerstochter — auf dem Rabensteine wieder gefunden: wenn nicht Sie, mein Herr, wie ein Bothe Gottes, in mein Haus gekommen wären! Ihr trefflicher Gesang zeigte meiner Tochter den Abgrund, vor dem sie stand, und sie entdeckte mir, nach vorüber gegangener Ohnmacht, ihren Liebeshandel, unter Vergießung vieler Thränen der Reue." —

„Wohl Ihnen und dem guten Mäd-

chen!" rief Antonio aus. „Ich freue mich herzlich, daß ich — wiewohl nur zufällig — etwas Gutes gestiftet habe. Verfolgen Sie mich aber nicht weiter mit ihrem Gelde, lieber Mann! Sie schmälern das kleine Verdienst, das ich mir um Sie erwarb, wenn Sie es mit klingender Münze bezahlen wollen." —

Der Wirth stand nun davon ab, ließ sich dagegen aber auch keinen Heller Zehrungskosten aufdringen. Antonio fragte, ob Röschen gefaßt genug sey, daß er ihr ein Lebewohl sagen könne. „Das ist sie," antwortete der Vater, „und sie hat mich sogar gebeten, Sie nicht ohne Abschied fortreisen zu lassen." — Sie gingen zu ihr. „O mein Retter!" rief sie aus, flog auf Antonio zu, und weinte in seinen Armen. Auch er schied mit Thränen von ihr.

Er besuchte noch seinen Freund Wigand, dem er im Vertrauen gestand: er

bedaure jetzt mehr als jemahls, daß er keine Heimath und keinen festen Wohnplatz habe; er würde sonst Röschen, die er für eine der besten Seelen auf Erden halte, zu seiner Gattin wählen.

10.

Die Verschwörung.

Einige Tage nach Antonio's Abreise kündigte Herr Frank dem Schulmeister an, daß Wilhelm seine öffentlichen Lehrstunden besuchen solle.

„Viel Ehre für mich!" antwortete Wigand, ohne seine steife militärische Stellung zu verändern.

„Aber, nota bene!" — setzte Herr

Frank hinzu — „mein Sohn darf nur so viel lernen, als er für's Haus braucht! Durchaus nicht mehr!“ —

„Hat bey mir nicht Noth!“ sagte Wigand. „Ich habe selbst im Felde der Gelehrsamkeit keine großen Eroberungen gemacht.“ —

„Desto besser, Herr Wachmeister! Ein Quentchen Mutterwitz taugt mehr als ein Centner Schulwitz. — Auch bitt' ich mir aus, daß der natürliche Sinn des Knaben unverkünstelt, sein freyer Muth ungelähmt bleibt! Ich kann sie nicht leiden, die stillen Kopfhänger, die schleichenden Kalmäuser.“ —

„Mein eigner Fall!“ erwiederte der Schulmeister, und die Sache war richtig.

Am folgenden Tage nahm Wilhelm den Ehrenplatz neben dem Katheder ein. Seine Mitschüler haßten ihn vom ersten Augenblick an, weil er besser bekleidet war

als

als sie, und Semmel oder Kuchen früh-stückte, indem sie, ihm gegenüber, ein Stück schwarzes Brod zum Imbiß zermalmten. Wigand hingegen zeichnete ihn auf alle Weise vor ihnen aus, und schlug unbarmherzig auf die Neidharte los, wenn sie den jungen Herrn, wegen seiner Unwissenheit, auslachten. Sie verhöhnten ihn aber desto mehr, so bald sein Beschützer den Rücken kehrte, oder gar über Land ging, und seiner Frau das Lehramt übertrug. Das geschah oft; denn er ward als Bienenvater und Roßarzt weit umher berufen, und wagte sich mit seinen Pferdekuren sogar an menschliche Krankheiten. Doch verfuhr er wahrscheinlich dabey klüger, als vor alten Zeiten ein einfältiger Klosterbruder, der ein Schwein, das von ungefähr Spießglas verschluckt hatte, sehr fett werden sah, und dadurch auf den Einfall gerieth, seine Mitgesellen (die ihm

noch nicht so wohlbeleibt schienen, als er es für Mönche anständig hielt) auf ähnliche Art zu mästen. Sie starben — wie das nicht übel erfundene Geschichtchen weiter erzählt — sämmtlich an diesem Versuch, und so erhielt das Spießglas den Nahmen Antimonium, das ist verdolmetschet: Mönchsgift. —

Auch Wilhelmen wäre des Schulmeisters Bestreben, ihn mit Ehre gleichsam zu sättigen, beynahe schlimm bekommen. Die Sache verhielt sich so: Doktor Wigand ward oft aus seinem Hörsaal abgerufen, um einen medicinischen Rath zu ertheilen; das junge Volk trieb indessen viel Unfug, und er fand deßhalb nöthig, einen Statthalter zu ernennen, der in seiner Abwesenheit das Regiment führen sollte. Seine Wahl fiel auf den Ritter der Wahrheit, den seine Herkunft und seine bessern Sitten zu dieser Würde be-

rechtigten. Allein die barfüßigen Unterthanen murrten gegen diesen Vicekönig, und versagten ihm allen Gehorsam. Was er verboth, geschah um so viel mehr. Das beleidigte ihn; und da er gewohnt war, in keinem Fall mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, so beschwerte er sich jedes Mahl bey dem zurückkehrenden Oberhaupte, und zwar nicht heimlich, wie ein boßhafter Ohrenbläser, sondern laut und frey, im Angesichte der Rebellen. Sie mußten immer hart dafür büßen, wurden darüber gegen ihn äußerst erbittert, und verschworen sich, Rache zu nehmen.

Hierzu wählten sie einen Tag, da er in einer neuen Kleidung erschien, die sie alle gern auf dem Leibe gehabt hätten. Sie fingen damit an, ihn auf dem Heimwege mit Spitznahmen zu verfolgen. Er ging eine Strecke ruhig fort; da sie ihm aber immer mehr Grobianismen und

endlich sogar Straßenkoth nachwarfen, wandte er sich schnell, und gab dem dicken, rothbäckigen Söhnlein des Müllers, das ihm zunächst auf den Fersen war, und sich besonders mausig machte, eine derbe Dachtel. Plötzlich fiel die ganze Rotte über ihn her, und rief einstimmig: „Fort mit dem Blaustrumpf in den Bach!“ — Er wehrte sich vergebens, ward überwältigt, und bis ans Ufer geschleppt. Doch indem ihn die Buben, in der Schiffersprache zu reden, kielhohlen wollten, flog Luise, die Tochter des Schulmeisters, ein niedliches Kind von acht Jahren, mit ängstlichem Geschrey ihm zu Hülfe, drängte sich durch das wilde Getümmel, und umschlang ihn so fest, daß es nicht möglich war, sie von einander zu reißen.

Die Bande stutzte einen Augenblick über die kleine Heldin, und ward indessen

nicht gewahr, daß jetzt auch Luisens Vater, mit einem Stock in der Hand, eilfertig anrückte. Er stürzte sich, wie ein Donnerwetter, unter den Bienenschwarm, und zerstreute ihn wie Spreu. „Hollah, ihr Kroaten!" rief er den Fliehenden nach, die zum Theil vor Angst in den Bach sprangen: „Kommt nur morgen in die Schule, da sollt ihr mir alle auf Erbsen knien!" —

Luise hielt den Geretteten noch in ihren Armen, als ob sie einen neuen Angriff befürchtete. Er dankte ihr liebkosend, und beruhigte sie. „Was gab's denn für ein Scharmützel?" fragte der Vater. Wilhelm erzählte den Vorfall. „Der verdammte feige Troß!" rief Wigand. „Zwanzig über Einen; das ist keine Manier! — Nun, verlassen Sie sich drauf, junger Herr, Sie sollen Satisfaktion haben; ich halte morgen Kriegsrecht. Ver-

schweigen Sie aber Ihrem Herrn Vater die dumme Geschichte!"

„Das darf ich nicht;" antwortete Wilhelm. „Er fordert in allen Stücken Wahrheit von mir, und ich komme damit am besten bey ihm aus." —

„Aber auch aus meiner Schule werden Sie damit kommen!" — sprach Wigand. „Denken Sie an mich, der Papa behält Sie nun wieder zu Hause!"

„O das wäre traurig!" sagte das Mädchen mit klagender Stimme. „Ich freute mich immer, wenn ich Sie sah, und nun —" Sie stockte und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen.

II.

Die Bürgerkrone.

Wilhelms Gesicht und Anzug war noch etwas verstört, als er nach Hause kam. „Was fehlt Dir?“ fragte der Vater. „Du siehst ja so trübselig aus wie eine Leichenpredigt!“

„Ich war auch nahe dabey, eine Leiche zu werden;“ antwortete Wilhelm. „Die ganze Schule packte mich an, und wollte mich in den Bach werfen.“

„Ach, die böse Brut!“ rief die Mutter. „Es ist aber auch Sünd' und Schande, daß ein Rittergutsherr seinen einzigen Sohn in die öffentliche Dorfschule schickt, und ihn täglich der Gefahr aussetzt, vom rohen Bauerpöbel gemißhandelt zu werden! — Es wäre längst

schicklich gewesen, ihm einen eignen Lehrer zu halten."

„Diese Wendung sah ich voraus!" sagte der Vater. „Unser Hofstaat ist noch nicht groß genug; es fehlt noch ein Prinzenhofmeister!" —

Sie antwortete ihm nicht, sondern forderte von dem Knaben die Geschichte seines Bauernkriegs. Luisens Heldenmuth, den er mit möglichster Beredsamkeit herausstrich, gefiel ihr ungemein. Selbst Herr Frank wiegte beyfällig den Kopf, und billigte ihren Vorschlag, das Kind rufen zu lassen und zu beschenken. Wilhelm flog nach der Thür; aber seine Mutter ließ ihn aus Besorgniß, daß er dem Müllerssohn und dessen Partisanen in die Hände gerathen möchte, nicht von der Stelle, und fertigte einen Bedienten ab in die Schulmeisterey.

Bald darauf kam Luise, von ihrem

Vater begleitet. Er entschuldigte sich über den Vorfall. „Ich weiß zwar wohl,“ fuhr er mit satyrischem Lächeln fort, „daß ein gewisser geistlicher Herr, der ein gelehrtes Werkchen über die Verbesserung der Landschulen geschrieben hat, unter andern darin vorschlägt: die Schulhalter sollten jedes Mahl, wenn sie ihre Lektionen geschlossen haben, auf den Kirchthurm steigen, und von dieser hohen Warte herab den Kindern nachsehen, ob sie sittsam und ordentlich heim gingen: aber bedenken Sie, hochwerthester Herr, das ist denn doch ein gar zu abenteuerlicher und unnützer Einfall!“ —

„Ey wohl!“ rief der Gutsherr, und lachte aus Herzensgrunde. „Es ist ja mein altes Lied, daß nichts Kluges gedruckt wird!“ — Er ward über diese erwünschte Gelegenheit, dem Bücherwesen ein Kläppchen anzuhängen, sehr wohlge-

muth, und beschenkte Luisen mit einer großen silbernen Schaumünze. Madame Frank gab ihr Kuchen und ein seidenes Band. Wilhelm stand mit leerer Hand dabey, und ging, betrübt über seine Armuth, in den Garten, um wenigstens seinem Schutzengel einige Blumen anzubiethen. Indem er sie pflückte, fiel ihm ein, sie zu einem Kranze zu winden, der ihm recht zierlich gelang, und auf Luisens Flachskopf vortrefflich paßte. Sie bezeigte über diese Krönung, die Wilhelm mit vielem Anstand verrichtete, mehr lebhaftes Vergnügen, als über die erhaltenen Geschenke. Auch ihren Vater freute dieß werthlose Blumengewinde. „Es ist," sprach er, „eine wahre corona civica, eine Bürgerkrone, die bey den Römern derjenige erhielt, der einem Bürger das Leben gerettet hatte." —

Während Wilhelms Blumenlese ge-

schah die Verabredung, daß er nicht mehr den öffentlichen Lehrsaal betreten, sondern Privatunterricht in der Wohnstube des Schulmeisters erhalten sollte. Wilhelm war mit dieser Einrichtung sehr zufrieden; denn Luisens Gesellschaft, die er dadurch gewann, war ihm natürlicher Weise lieber als der Umgang mit den kleinen Halunken, die — gleichsam als Vorläufer der französischen Sanskülotten oder Barschenkler, wie Campe sie nennt, — ihn bloß darum hämisch verfolgten, weil seine Aeltern reicher und vornehmer waren als die ihrigen.

Das Bad, das sie ihm zugedacht hatten, ward des folgenden Tages ihnen gesegnet. Auf Befehl seines Vaters mußte er bey der Execution zugegen seyn. Er bat für die armen Sünder; aber Wigand war ein tauber Würgengel. Der mitleidige Knabe konnte nichts thun, als ihnen die Abbitte

erlassen, die sie ihm leisten sollten. Seine Gutmüthigkeit erwarb ihm von den trotzigen Burschen keinen erkenntlichen Blick; doch das scharfe Gericht, das über sie erging, demüthigte sie. Er wurde nach der Zeit nicht mehr beleidigt, und verbat sich bald die Begleitung eines handfesten, mit einer Hetzpeitsche bewaffneten Stallknechts, der ihm überall, wenn er ausging, als Leibwache folgte. Diese mütterliche Polizey-Anstalt war ihm zuwider, weil sie ihn der Feigheit verdächtig machte.

12.

Die Schreibmeisterin.

Die Privatstunden schlugen gut an. Wilhelm lernte jetzt in acht Tagen mehr als sonst in eben so viel Monaten. Von diesem Wachsthum seiner Wissenschaften kam jedoch wenig auf Wigands Rechnung; denn dieser Ehrenmann griff gern, wenn er mit der öffentlichen Schule zu Stande war, nach dem Wanderstabe, um in den nachbarlichen Dörfern seine vierbeinigen Patienten zu besuchen, oder Honig zu zeideln, und Bienenköniginnen ein- und abzusetzen. Wie vertraut er mit diesem fleißigen Völkchen und wie berühmt er deßwegen war, das bewies ein drolliger Vorfall, den wir als eine kurze Episode erzählen wollen.

Ein Vornehmer des Raths in einem nicht weit von Hühnenthal entlegenen Städtlein begab sich in den Stand der heiligen Ehe, und richtete eine stattliche Hochzeit aus. Der regierende Bürgermeister war dazu eingeladen, und erschien mit seinem großen, schwarzen Pudel, der ihn überall, wie sein Schatten, begleitete. Beyde ließen sich die Gaben Gottes wohl schmecken, und der bellende Gast bekümmerte sich wenig darum, daß die Damen ihre seidenen Schlender mit finstern Gesichtern in die Höhe zogen, wenn er sich ihnen nahte, um ein entbehrliches Knöchlein aus ihren schönen Händen zu empfangen. Am Schluß der Mahlzeit sehnte sich der gute Vater der Stadt nach Mittagsruhe. Er schlief in der Regel auf dem Rathhause; da man aber an diesem festlichen Tage keine Sitzung gehalten hatte, so war er seiner gewöhnlichen Erquickung

verlustig geworden, und die Augen fielen ihm unwiderstehlich zu, ungeachtet man sehr laut um ihn her jubelte und lachte, und eine Gesellschaft Prager Studenten mit Tafelmusik aufwartete. Die Gelegenheit des Hauses war ihm bekannt; er wußte in dem anstoßenden Garten eine schattige Laube, und verkrümelte sich aus dem lärmenden Saale, um dort ein Stündchen zu schlummern. Sein Philax war von der Partie; sie schliefen beyde bald ein; der Herr in der Laube, der Hund vor derselben. Unglücklicher Weise schwärmten eben die Bienen, die im Garten einige Stöcke bewohnten. Sie lagerten sich in Schaaren auf den schlafenden Pudel, und schlüpften in die Zellen seines lockigen Pelzes. Er erwachte mit Schrecken, und rannte mit seiner zahllosen Einquartierung in den Hochzeitsaal. Hier ging das Schwärmen von neuen

los. Die bestürzten Gäste ergriffen, nach einem fruchtlosen Kampfe mit dem geflügelten Heere, in größter Verwirrung die Flucht, weckten den Konsul, und begehrten Hülfe von ihm. Er sah sich doppelt, als Obrigkeit und Herr des Unglücksstifters, dazu verpflichtet, und schickte stracks, da sich die zum Zorn gereitzten Honigvögel durchaus nicht vertreiben ließen, einen reitenden Bothen an Wigand, daß er kommen und sie bannen sollte. Nach Verfluß einiger Stunden traf er ein, ging in den Saal, blies auf einem Pfeifchen eine einfache Melodie, und die Bienen folgten ihm, zum Erstaunen aller Anwesenden, in den Garten, wie dem berüchtigten Rattenfänger die Kinder in Hameln. *) Nun lachte man weidlich; denn es war bey der Sache

*) Auch bey den Aegyptern gab es Zeidelmeister, welche die Bienen durch Pfeifen zur Weide führten.

Sache kein Unglück geschehen, als daß die Braut einen Bienenstich auf den Mund bekommen hatte, und sich der Herr Bräutigam, wegen der daraus entstandenen Geschwulst, für diesen Tag des Küssens enthalten mußte.

Durch dieses Geschichtchen ward Wigand als Bienenmeister berühmter denn jemahls. Er hätte sich zerreißen mögen, um an allen Orten, wo man seinen Rath und Beystand verlangte, zugleich zu seyn. Während seiner Abwesenheiten unterrichtete seine Gattin, bey welcher die Lust und Geschicklichkeit dazu ein väterliches Erbstück war. Wilhelm gewann bey diesem Vikariat. Ihre gefällige Lehrart behagte ihm besser, als die rauhe Methode des alten Kriegsmanns, die mitunter nach der Reitbahn und dem Exercierplatze schmeckte.

Auch Luise beschäftigte sich mit Wil-

helms Bildung, und fand ein besonderes Vergnügen daran, ihn im Schreiben zu unterweisen. Sie war, nach Verhältniß ihres Alters, eine Meisterin der Kalligraphie, und brachte ihn bald so weit, daß er ihren zierlichen Buchstaben mit ganz leidlichen Krähenfüßen nachhümpelte. Ihr Nahme gelang ihm am besten, und das war kein Wunder: er schrieb ihn auf jedes Papierschnitzchen, kreidete ihn an alle Wände, grub ihn in Kürbisse, und schnitt ihn, wie ein-verliebter Schäfer, in die Rinde der Bäume. Er wußte selbst nicht, warum er es that; aber der unsichtbare Schreibemeister, der ihm schon in so früher Jugend die Hand führte, ist allen ältern Leuten sehr wohl bekannt. Luise bemerckte die Kunstfertigkeit ihres Schülers, und freute sich darüber. „Du mußt nun Deinen Nahmen eben so nett mahlen lernen," sagte sie, und schrieb ihm

denselben vor. „O wunderschön!“ rief er aus. „Das sind Züge, wie in Kupfer gestochen!“ — „Ja, siehst Du,“ sprach sie, „ich habe mich auch an Deinem Nahmen geübt, damit Du nichts vor mir voraus hast.“ —

Unter diesen Tändeleyen ward Wilhelm sechzehn und Luise zwölf Jahre alt. Jetzt schlug ihm das Mädchen auf Ein Mahl aus der Art, that sehr altklug, ward gegen ihn scheu und verlegen, und ihr drolliger Muthwille, der ihn sonst mit tausend lustigen Einfällen und losen Streichen neckte, verwandelte sich in ernste Höflichkeit. Das war ihm ein Räthsel, und preßte ihm oft die Frage aus: warum sie mit ihm schmolle. Er erhielt immer die tröstliche Antwort, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe. Dennoch blieb sie verstimmt, und fand sich nicht wieder in den alten herzlichen Ton. Das trauliche Du,

das sie als spielende Kinder ganz unbedenklich gegen einander gebraucht hatten, starb auf Luisens Lippen ganz aus; sie vermied bey jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, und schrieb ihm seinen Nahmen nicht mehr vor, er mochte darum bitten, wie er wollte.

Diese Launen kränkten ihn tief. „Ich sehe schon," brach er einst voll Unmuth aus, „Du bist mir gram, willst mich von Dir entfernen! Nun gut, Luise! Du sollst meiner beschwerlichen Gesellschaft ganz überhoben seyn." — Hiermit ergriff er seinen Hut, und ging hastig nach der Thür. Dieser Schreckschuß wirkte. Luise vertrat ihm den Weg. „Wie?" rief sie lachend, und stemmte mit possierlichem Trotz die Hände in die Seiten: „Du willst mir aus der Schule laufen, und kannst kaum Deinen werthen Nahmen erträglich schreiben? Das wäre niedlich! — Nein, nein, komm

Du her, und übe Dich erst noch ein Bißchen!" —

Wips! zog sie den Hut ihm aus der Hand und ihn an den Tisch, schrieb seinen Nahmen hoch oben auf den Rand eines Bogens Papier, und eben so auf die folgenden Seiten, drückte den Schmoller nieder auf einen Stuhl, und sagte: „Frisch, junger Herr! Sie dürfen mir nicht von der Stelle, bis dieses Pensum aufgearbeitet ist! Schmadern Sie mir aber nicht so weitläufig wie der Gerichtshalter! Es können auf jeder Seite dreyhundert Herren Wilhelm Frank bequem beysammen stehen, ohne daß einer den andern drückt und drängt." — Sie schwieg einen Augenblick; ihr Gesicht ward ernsthafter, und mit weicher, sinkender Stimme setzte sie hinzu: „Diesen Bogen will ich dann zu Deinem Andenken aufheben." —

„Ach, gute Luise!" rief Wilhelm,

„sprich doch immer so freundlich mit mir! Ich bleibe nun wieder gern und ewig Dein Schüler.“ —

13.

Das Hauptquartier.

Wilhelms Mutter examinirte ihn von Zeit zu Zeit. Er stellte sich unwissender als er war, weil er sonst, wenn er den ganzen Schatz seiner Kenntnisse zur Schau legte, den Ausspruch befürchtete: seine Gelehrsamkeit sey dem Unterrichte des Schulmeisters entwachsen, und bedürfe dessen nicht weiter. Doch indem er so, um nicht von Luisen getrennt zu werden, das Fahrwasser der Wahrheit verließ, lief er auf

eine verborgene Klippe, die ihm eben dieselbe Gefahr drohte, welche er zu vermeiden suchte.

Er glaubte nähmlich bey einem solchen Examen seine Sachen dadurch recht klug zu machen, daß er die Frage: „Wie heißt die Hauptstadt in Frankreich?“ unbeantwortet ließ. Dieser Kniff mißlang ihm ganz, und er war auch in der That etwas zu plump. „O du erbärmlicher Ignorant!“ rief die Examinatorin unwillig aus. „Alle Deine Gänge zum Schulmeister sind nicht der Schuhsohlen werth, die Du dabey abläufst! Doch das ist natürlich: wie kann ein Blinder dem andern den Weg weisen! — Nein, ich ruhe nicht, bis Dir ein geschickter Hofmeister gehalten wird.“ —

„Da hast Du's!“ sprach Wilhelm zu sich selbst: „Das sind die Früchte, wenn man neben der Wahrheit vorbey spaziert! —

Ich will mir aber auch fest vornehmen, künftig kein Haar breit von ihr abzuweichen. Hätt' ich mein Bißchen Weisheit ausgekramt, so wäre meine Mutter damit zufrieden gewesen, und dächte nicht daran, einen gelehrten Orbil für mich zu verschreiben. Ein allerliebster Tausch gegen meine bisherige Lehrerin, die freundliche Luise!" —

So haderte er den ganzen Tag mit sich selbst. Am Ende beruhigte ihn die Hoffnung, daß es seiner Mutter nicht gelingen würde, ihren Plan durchzusetzen. Er behorchte auch wirklich noch an demselben Abend eine lebhafte Gardinen-Debatte, worin die Hofmeisterbill verhandelt, aber vom Oberhause gänzlich verworfen ward. Die besiegte Partey beklagte sich darüber am folgenden Morgen. „Aber es hat nichts zu bedeuten, mein Sohn!" setzte sie hinzu: „Ich gebe meine Absicht

nicht auf, sondern erwarte nur einen günstigen Augenblick." —

Einige Tage nachher lief vom General Türk, dem Oheim der Madame Frank, folgender Brief an das Ehepaar ein:

Euch ist wahrscheinlich schon bekannt, daß ein Theil der Armee in Eurer Gegend ein Uebungslager beziehen wird. Das mag Euch nun freuen oder nicht, wir kommen gleich nach der Ernte mit Sack und Pack, mit Rossen und Wagen. Der König hat mir das Kommando übertragen; ich bin aber nicht gesonnen, mich von der Gicht und dem Zipperlein, die mir immer nachrücken, auf der feuchten Erde und im luftigen Gezelt überrumpeln zu lassen. Unser einer, der seit funfzig Jahren Pulver gerochen hat, darf sich bey einem so friedlichen Feldzuge die Freyheit heraus

nehmen, ein gesünderes Obdach zu suchen. Hierzu steht mir nun Euer schönes, geräumiges Schloß trefflich gelegen, und ich bin, mit Eurer Erlaubniß, entschlossen, es zu meinem Hauptquartier zu machen. Ich bedarf wenig Platz. Gebt mir sieben bis acht Zimmer, eben so viel Kammern, einen Speisesaal, einen Stall für sechzehn Pferde, und eine große, helle Küche für meinen Koch: so bin ich zufrieden. Uebrigens stehe ich für allen Schaden. Habt Ihr aber junge, hübsche Mädchen im Hause, so schafft sie bey Seite; denn für meine Adjutanten stehe ich nicht. Gott befohlen!

Hans von Türk.

„Eine tröstliche Anmeldung!" rief Herr Frank, und schleuderte den Brief auf den Tisch. „Das hat man von der hohen

Verwandtschaft! Es wird ein Getümmel im Hause werden, als rumorte das wüthende Heer darin!" — So murrend verließ er das Zimmer. Selbst Madame Frank stellte sich Anfangs verdrießlich; sobald er aber abgetreten war, bezeigte sie großes Vergnügen über den Brief. Tausend Thaler, sagte sie zu ihrem Sohne, wären ihr nicht so lieb, als die Ankunft des Onkels. Das Hauptquartier mache doch in allen Fällen dem Schlosse viel Ehre, und nun sey auch die streitige Hofmeistersache so gut als entschieden. Durch den General könne sie alles spielend durchsetzen; denn vor dem fürchte sich der Vater, wie ein Kind vor dem schwarzen Mummel.

Wilhelm schwieg; was er aber dabey dachte, läßt sich errathen.

14.

Der Porträtmahler.

Als die Felder leer waren, zog der General mit einem großen Schweife von Leuten in Hühnenthal ein. Seine Gestalt setzte jeden, der ihn zum ersten Mahl sah, in Erstaunen. Er war ein Mann wie ein Eichbaum, und seine Stimme glich dem Donner. Herr Frank betrug sich gegen den furchtbaren Kriegsgott sehr schüchtern und demüthig, und sagte, wie ein frommer Rathsherr, zu allem Ja, was der Mächtige sprach. Diese Unterwürfigkeit des sonst so trotzigen Mannes schrieb sich noch von der Zeit her, da er als Standartenjunker bey demselben Regimente stand, wo damahls der General, als Oberstwachtmeister, ein strenger kategorischer Impe-

rativ war. Madame Frank hingegen ging mit dem alten Isegrimm sehr zwanglos um, und neckte sich so unbefangen mit ihm, wie ein muntres Hündchen mit dem ernsten Löwen spielt, dem man den jungen Schäker zur Gesellschaft in den Käfich gab.

Sie machte so bald als möglich ihre Klage, wegen Wilhelms versäumter Erziehung, bey dem General anhängig, und er versprach, ihrem Eheherrn darüber Vorhaltung zu thun. Das geschah denn auch mit einem so gewaltigen Nachdruck, daß man die bestellte Strafpredigt in allen Winkeln des Schlosses hörte. „Apropos, Frank!" platzte der alte Held wie ein Kanonenschuß los: „Wie steht's mit Deinem Sohne? Wer unterrichtet ihn?"

Herr Frank erschrak, und antwortete mit der leisen Stimme des bösen Gewissens: „Der Schulmeister." —

„Zum Element! bist Du klug?“ donnerte der Zwölfpfünder: „Schämst Du Dich nicht, Deinen Stammhalter so zu vernachlässigen? — Der Schulmeister ist ein kreuzbraver Kerl, der ein Pferd trefflich zureiten, und allenfalls einem Bauerjungen die zehn Gebothe einbläuen kann; aber die Erziehung eines Jünglings von besserer Herkunft geht über seinen Horizont.“ —

„Ich stand in der Meinung,“ stammelte Herr Frank, „daß mein Sohn, als Landwirth und künftiger Gutsbesitzer, keiner Gelehrsamkeit bedürfe.“

„Wer spricht von Gelehrsamkeit?“ polterte der General. „Verstehst Du darunter die todten Sprachen, die Algeber und die ägyptische Finsterniß der Schulphilosophie — puh! da schaudert mir selbst davor. Aber hundert andere Kenntnisse, mein Freund, sind heutiges Tages unent-

behrlich geworden. Die Welt ist nicht mehr die alte! Besuche nur große Städte, und geh' in Gesellschaften! Da schwatzen funfzehnjährige Mädchen mit so geläufiger Zunge über Künste und Wissenschaften, als wäre von einem Strickstrumpf die Rede. Unser einer, der in seiner Jugend nichts als Reiten und Fechten gelernt hat, steht wie ein stummer Oelgötze dabey; und ich flüchte denn immer so geschwind als möglich hinter das Bollwerk eines Spieltisches, um nicht in ein gelehrtes Gefecht zu gerathen, wo ich vor Kindern das Gewehr strecken müßte." —

In dieser Manier fuhr der General noch eine Weile fort, die Widerwärtigkeiten der Ignoranz mit lebhaften Farben zu schildern, und schloß mit dem gebietherischen Antrage: Wilhelm müsse entweder mit einem gelehrten Erzieher versehen, oder auf

einige Jahre in die Hauptstadt geschickt werden, wo er alles lernen könne, was er bedürfe.

Bey dem letztern Vorschlage überschritt der stürmische Kriegsmann den erhaltenen Auftrag. Seine Cousine fiel ihm daher schnell mit dem Einwand ins Wort: es würde ihr schwer werden, sich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; und über dieß wären die Gefahren, denen ein unerfahrener Jüngling in einer großen Stadt ausgesetzt sey, nicht zu berechnen.

„Nun so versorgt Euch mit einem tüchtigen Hauslehrer!" sagte der General. „Der Nahme der Kandidaten, die in der Residenz am Teiche Bethesda sitzen, ist Legion." —

Herr Frank versicherte: er werde sich in den nächsten Tagen um ein geschicktes Subjekt bemühen. Diese scheinbare Bereitwilligkeit dünkte ihn das beste Mittel,

den Faden eines unangenehmen Gesprächs abzureißen; im Herzen aber war er gesonnen: wenn der Donnerer wieder aus dem Hause sey, nicht weiter an die Sache zu denken.

Die Dame merkte seine Hinterlist, und fuhr rasch fort, das warme Eisen zu schmieden. „Es ist recht schön, lieber Frank,“ sagte sie, „daß Du Dich zur Erfüllung meines lange gehegten Wunsches bequemst: wie sollen wir aber, da wir in der Residenz wenig Bekanntschaft haben, zu einem geschickten Lehrer gelangen? Wär' es also nicht gut, wenn wir den gnädigen Onkel ersuchten, diese Sorge für uns zu übernehmen?“ —

„Mit Vergnügen!“ rief die Excellenz. „Ich will meinem Feldprediger Auftrag thun, und nächstens sollt Ihr einen wackern Magister im Hause haben.“ —

Herr Frank machte dem General eine

tiefe Verbeugung, und seiner Frau ein flämisches Gesicht. Dieß schnitt er aber nur verstohlen, indem ihr Onkel einen Augenblick wegsah, und Schnupftabak nahm. Sie lächelte ruhig, und verließ eilend das Zimmer, um ihren Sieg auszuposaunen.

Wilhelm blieb bey ihrem Jubel ziemlich kalt, und verwünschte in seiner Seele den Oheim und dessen ganzes Gefolge. Das letztere aus Eifersucht auf einige junge Officiere, die Luisen am Fenster gesehen, und sie so artig gefunden hatten, daß sie es der Mühe werth hielten, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sprachen, zu Wilhelms großem Aerger, viel von ihr im Schlosse, und betrachteten sie als eine leichte Beute, die man ohne Umstände in Besitz nehmen könnte.

Mit diesem Anschlage gingen sie in Wigands Wohnung, des festen Vorsatzes,

den Ludimagister zum Besten zu haben, und mit seinem Töchterlein nach Gefallen zu scherzen. Sie stellten sich vor, ein altes, schnurriges Männchen zu finden, das ihnen mit unterthänigen Katzenbuckeln entgegen kommen, und jeden lustigen Spaß genehmigen würde: daher waren sie nicht wenig überrascht, als sie ein ansehnlicher Mann, dem Muth und Entschlossenheit aus den Augen blitzte, mit edlem Anstand empfing, und mit fester Stimme fragte, was sie beliebten. In der ersten Bestürzung gebrach es ihnen fast an einer schicklichen Antwort; doch bald besann sich einer auf den Vorwand: sie wünschten die Einrichtung der Schule zu sehen.

„Hm!" antwortete Wigand lächelnd: „diese pädagogische Neugier ist bey jungen Herren Ihres Standes eine seltne Erscheinung! Was für Merkwürdigkeiten können Sie auch in einer Dorfschule erwarten!

Doch kommen Sie näher! Hier sehen Sie eine finstre, seit zwanzig Jahren nicht geweißte Stube, an deren Wänden sich viele Narrenhände verewiget haben. Das ist, außer den hölzernen Bänken für funfzig bis sechzig Knaben, in der That alles, was ich Ihnen zeigen kann.“ —

Die zarten Helden standen etwas beschämt, schlugen mit den Stöcken an ihre steifen Stiefeln, suchten ihre Verlegenheit durch Lachen zu verbergen, und drehten die Augen rechts und links, um die eigentliche Sehenswürdigkeit, die sie her gelockt hatte, zu Gesicht zu bekommen. Allein davor war gesorgt. Luise befand sich mit ihrer Mutter in einem verschlossenen Hinterstübchen, und Wilhelm theilte dieß freywillige Gefängniß mit ihnen.

„Haben Sie Familie?“ fragte jetzt einer der neugierigen Herren, um seinem Zweck näher zu kommen.

„Frau und Tochter,“ — antwortete Wigand — „die beyde nicht zu Hause sind.“ —

„So, so! — Adieu, Herr Schulmeister!“ — Hiermit zogen sie ab, und lachten über sich selbst, daß sie so angeführt wurden.

Einer dieser Mädchenjäger war ein Sohn des theuern Herrn von Schierling, den der Leser im zweyten Kapitel kennen lernte. Dieses Gelbschnäbelchen war erst seit acht Tagen aus dem Eye des Kadettenhauses gekrochen, und hatte das Patent als Fähnrich erhalten. Er kannte sich nun nicht mehr vor Stolz, und sah jeden, der weder von Adel noch Officier war, nur für einen Halbmenschen an. Besonders in Hühnenthal warf er sich mächtig in die Brust, und beschäftigte sich mit geheimen Anschlägen, die Schmach zu rächen, die

seinem Vater und dessen vielgeliebten Hunden dort widerfahren war. Da ihm, wegen der nahen Verwandtschaft des kommandirenden Generals mit der Familie Frank, eine offne Fehde nicht rathsam schien, so begnügte er sich, einen Meuchelmord an einer unschuldigen Gans zu verüben, und hier und da die Wände des Schlosses mit Eselsköpfen zu zieren.

Einst hörte Wilhelm an der Außenseite seiner Stubenthür ein seltsames Kratzen. Er sah schnell hinaus. Wen traf er? Den Herrn Fähnrich von Schierling, der ihn abwesend glaubte, und mit einer Kohle in der Hand beschäftigt war, einen großen Eselskopf zu verfertigen, den er schon bis auf wenige Striche vollendet hatte. Er erschrak, und ging pfeifend fort, als trüge ihn sein Weg hier vorbey. „Bst! warten Sie doch!" rief Wilhelm ihm nach: „Wie kam meine Thür zu der

Ehre, daß Sie Ihr eigenes Porträt darauf mahlten?“ —

„Was beliebt?“ fragte der Fähnrich, und sah stolz über die Achsel zurück.

„Kommen Sie nur näher!“ sprach Wilhelm. „Wir haben über dieses Gemählde ein Wort mit einander zu sprechen.“ —

Herr von Schierling stellte sich befremdet, kehrte jedoch um, und betrachtete sein Machwerk als eine unbekannte Neuigkeit. „Alle Teufel!“ — fuhr er auf — „Sie unterstehen sich, mir diesen Narrenstreich beyzumessen? — Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihre Beschuldigung zurück, oder bey meiner Ehre —!“ Er hob, indem er dieß sagte, den Stock.

„Sie drohen mir?“ — rief Wilhelm, und schlug ihm das Rohr aus der Hand. „Ich verstehe mich auf dieß Gewehr so gut als Sie! Wir können aber friedlich

aus einander kommen, wenn Sie hier vor meinen Augen Ihr Bildniß auslöschen, und alle ähnliche Kunstwerke, die Sie durchs Schloß verstreut haben, innerhalb einer Stunde vertilgen." —

Hierzu wollte sich der Eselsmahler — der um ein gutes Theil verächtlicher als der elendeste Gurkenmahler war — durchaus nicht verstehen, und machte noch einen schwachen Versuch, die saubern Schildereyen abzuläugnen, und seinen Gegner durch stolze Worte zu schrecken. Dieser hingegen blieb mit kaltem Blute dabey, die Langohren müßten ohne Verzug weggeschafft werden. „Ich werde mich mit Ihnen darüber nicht raufen;" setzte er hinzu: „wenn Sie aber nicht augenblicklich Anstalt machen, die Plätze zu reinigen, die Sie besudelt haben, so melde ich Ihre feine Aufführung dem General." —

Der tapfre Fähnrich erblaßte, zog still ein weißes Schnupftuch aus der Tasche, und wischte sein Pastellgemählde säuberlich ab.

„Schön!“ sagte Wilhelm. „Fahren Sie so fort!“ —

„Aber Sie schweigen doch?“ — fragte der überwundene Held in einem bangen Tone.

Wilhelm versprach's, und innerhalb einer Stunde verschwanden alle gemahlte Esel im Schlosse. Der gedemüthigte Künstler sammelte sie mit Zähnknirrschen in sein Schnupftuch, und schwor dabey im Herzen, sich empfindlich zu rächen. Hierzu sah er freylich für jetzt keine Möglichkeit, weil er schon des folgenden Tages mit den Lagertruppen abziehen mußte; er schrieb sich indeß, nach dem Beyspiele seines edlen Vaters, die Sache hinter's Ohr, und beyde Herren bewiesen in der Folge, daß

sie im Punkt der Rache Männer von Wort waren.

15.

Magister Trufelius.

So bald der General mit seinem Gefolge das Schloß verlassen hatte, trat Herr Frank die Regierung seines Hauses wieder an, und herrschte gewaltiger denn jemahls. Seine Gemahlin bekam wegen der Hofmeistergeschichte einen harten Stand. Er betheuerte mit manchem kernhaften Fluche, es dürfe sich niemand, wer es auch sey, in seine häuslichen Angelegenheiten mischen, und wenn ihm der General einen lateinischen Schulfuchs zu-

schickte, wolle er ihn die Treppe hinunter werfen. Die Dame lachte über diese Drohung ins Fäustchen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß es der Polterer nicht wagte, ihren Oheim auf irgend eine Art zu beleidigen.

Eingedenk seines Versprechens, befragte der General den Feldprediger, ob er einen geschickten Erzieher vorzuschlagen wisse, und der gestiefelte Apostel sagte geschwind Ja, weil es ihm eine erwünschte Gelegenheit war, einem alten Schul- und Universitätsfreunde, der sich in kümmerlichen Umständen befand, zu Brode zu helfen.

Magister Trufelius — so hieß der arme Kandidat — war ein düsterer Mann von vierzig Jahren, der in einem engen Hinterstübchen, wie ein Käuzlein in einem hohlen Baume, lebte. Er sah oft Monate lang kein menschliches Angesicht als seine hochbetagte Aufwärterin und ei-

nen Burschen aus der Druckerey, für die er als griechischer und lateinischer Korrektor arbeitete. Dieses jämmerliche Geschäft war damahls sein einziger Nahrungszweig; er mußte sich also seine Schale Thee, seine Pfeife Landtabak und sein Gericht Erdäpfel mühsam genug verdienen: denn das Honorar, das er für zweymahlige Durchsicht eines Bogens erhielt, betrug nicht mehr als sechs gute Groschen, und die Setzer machten ihm über dieß das Leben so schwer, daß er jeder ersten Druckfehlerjagd gewöhnlich drey volle Stunden aufopfern mußte.

Man sah es ihm denn auch an, daß er nicht bey dem großen Restaurateur Very in Paris zu speisen pflegte, wo täglich 150, schreibe Einhundert und funfzig, verschiedene Gerichte der feinsten Art den reichen Leckermäulern bereitet werden, und mancher Schlemmer für ein einziges

Mittagsmahl, das er seiner hohen Person auftischen läßt, fünf bis sechs Louisd'or bezahlt. *) Von dieser Summe zehrte der arme Magister ein halbes Jahr, und blieb bey dieser musterhaften Mäßigkeit so frey von überflüßiger Korpulenz, daß ihn, wie ein Windspiel, die Sonne gern durchschienen hätte, wenn es ihr nur möglich gewesen wäre, in sein von allen Seiten verbautes Museum zu dringen. Dennoch war er, so lange es ihm nicht an Kartoffeln und landsmännischem Tabak gebrach, vergnügt und zufrieden wie der reichste Prinz. Es lag auch bloß an ihm, daß er sich selbst nicht stattlicher bewirthen konnte. Er hätte längst, wie andere seines Gleichen, einen Pfarr- oder Schuldienst erhalten, wenn er aus seiner Einsiedeley hervor und unter Menschen gegangen wäre. Aber er lebte nur

*) S. Reichardts vertraute Briefe aus Paris. Dritter Theil. Hamburg, 1805.

unter seinen todten Griechen und Römern, die ihm freylich kein Amt geben konnten. Er wußte aufs Haar, wo Cicero in Rom und Plato in Athen gewohnt hatten; allein den Weg zum Hause des Konsistorialpräsidenten kannte er nicht.

Diese Abgeschiedenheit von der lebenden Welt gab ihm ein so verwildertes und verworrenes Ansehen, daß er beynahe zum Kinderspott wurde, wenn er sich bisweilen, wie ein scheuer Nachtvogel, auf die Gasse hinaus wagte. Außer dem war seine Gesichtsbildung nicht anmuthig, und diese ließ sich doch nicht verbessern, wenn er auch die größten Assembleen besucht hätte. Er konnte zwar da aus häufigen Beyspielen lernen, die Nase recht hoch zu tragen; doch die seinige wäre dennoch klein, platt und eingedrückt – kurz, eine häßliche Stumpfnase geblieben. Und was hätte es ihm geholfen, daß oft in Gesellschaf-

ten große, stattliche Nasen gedreht werden? — Sie waren ihm nicht brauchbar, sie an die Stelle seiner Zwergin zu setzen. — Aber genug von Nasen! Sonst möchten die geneigten Leser und die ungeneigten Kunstrichter die ihrigen darüber rümpfen. —

Unser Magister saß eines Morgens bey einem nassen lateinischen Druckbogen, und brummte ein Mahl über das andere: „J ad graecum Π!“ — An dieses häßliche Gerüst (das die ehrlichen Leute, für die es gebaut wird, die Feldglocke nennen, in der sie selbst den Klöppel abgeben) verwünschte er den Setzer, der, theils der Sprache nicht mächtig, theils nachlässig, so viele Böcke geschossen hatte, daß der arme Korrektor nicht fertig werden konnte, sie bey Seite zu räumen. Als er sich mit dieser Wildfuhre schon einige Stunden geplackt hatte, trat der Feldpre-

diger in seine Klause, und trug ihm die Hofmeisterstelle in Hühnenthal an. Er hatte Anfangs aus Menschenscheu keine Lust, sie anzunehmen; sein Freund bestand aber mit wohlmeinendem Eifer darauf, und zwang ihn, seinen müllerfarbenen Gallarock mit schwarzen Glasknöpfen anzuziehn, um dem General die Aufwartung zu machen.

Sie gingen mit einander in die Wohnung der Excellenz, und dem armen, blöden Trufelius brach der Angstschweiß aus, als er die gigantische Gestalt erblickte, und ihr guter Morgen ihm entgegen donnerte. Seine eingedorrte Figur, und noch mehr sein zaghaftes Betragen — denn er zitterte wie Aespenlaub — mißfiel dem General, dessen Auge daran gewöhnt war, immer kraftvolle Körper und männliche Festigkeit vor sich zu sehen. Er zog den Feldprediger an ein Fenster. „Herr,“

sprach

sprach er so leise als es seiner Herolds-stimme möglich war — „was bringen Sie mir da für einen traurigen Schächer! Mit dem werden wir in Hühnenthal wenig Ehre einlegen!“ —

Der Feldprediger vertheidigte seinen Schützling. „Ew. Excellenz,“ antwortete er, „haben, in Ansehung der Außenseite meines Freundes, vollkommen Recht: sie ist wenig empfehlend; aber ich bürge für seine Rechtschaffenheit und seine Kenntnisse, die man vielleicht bey hundert eleganten Erziehern nach der neuesten Mode nicht antreffen möchte.“ —

„Gut, ich verlasse mich auf Sie!“ erwiederte der General. „Ein zierlicher Hasenfuß paßte noch weniger aufs Dorf. Wir wollen's mit Diesem versuchen.“ —

Er rief jetzt dem Magister, der noch an der Thüre schilderte, näher zu kommen. Ein schwerer Gang für ihn, der in

seinem Leben keinen getäfelten und geglätteten Boden betreten hatte! Er füßelte furchtsam wie auf einem Eisspiegel, und glitt bey jedem Schritt aus. Der General erbarmte sich seiner, da er ihn wie den Apostel Petrus auf dem Meere schwanken sah, und ging ihm halbes Weges mit der Frage entgegen: ob er Willens sey, den Posten eines Hauslehrers in Hühnenthal zu übernehmen.

„Wie Ew. Excellenz befehlen,“ stammelte Trufelius, und sah scheu auf die glänzenden Dielen, die ihm nun eben so furchtbar waren als der General.

„Ich hab' Ihnen nichts zu befehlen,“ entgegnete Dieser. „Sie sind ein freyer Mann, können thun oder lassen, was Ihnen gefällt.“

„Nun, so werde ich, mit hoher Erlaubniß, von Ew. Excellenz gnädigem Anerbiethen devotesten Gebrauch machen.“

„Das heißt also kurz und rund, Sie nehmen die Stelle an?“

„Ja, Ew. Excellenz.“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Diese stelle ich ganz Hochdero Ermessen anheim.“

„Nicht doch! Ich bin nicht Ihr Vormund. Reden und fordern Sie selbst! Man muß sich nicht ohne Noth von der Entscheidung eines Andern abhängig machen. Frisch heraus mit der Sprache! Wie viel Jahrgehalt verlangen Sie?“

„Sollten wohl bey freyer Kost funfzig Thälerchen zu viel seyn?“

„Nun, wahrlich Sie biethen sich um einen billigen Preis aus! Gerade so viel bekommt mein Kutscher. Und Sie — ein Gelehrter! — nein, Sie müssen sich nicht so wegwerfen! Der Besitzer von Hühnenthal ist reich genug: er kann Ihnen doppelt so viel geben; und das soll er und

muß er, ich will's ihm schreiben. Uebrigens versteht sich's von selbst, daß Sie alles, was zur Leibesnahrung gehört, unentgeldlich bekommen. Sind Sie damit zufrieden?" —

Der arme Magister, dem hundert Thaler ein fürstliches Einkommen schienen, gerieth über dieses unverhoffte Glück ganz außer Fassung, und war keines Lautes mächtig. Er vergaß in seinem Freudenrausche sogar den trüglichen Boden des Zimmers, und schritt hastig vorwärts, um dem General, der einige Schritte entfernt stand, seine Dankbarkeit durch einen Handkuß zu bezeigen. Aber wider Willen that er ihm einen Fußfall, und küßte, statt der Hand Sr. Excellenz, die heimtückischen Breter, die seinen Sturz verursachten. Der geistliche Herr, der auf dieser schlüpfrigen Bahn besser zu fußen verstand, half ihm schnell wieder auf die Beine, und der

General lachte nicht über diese komische Niederlage, was wohl kaum ein Fähnrich vom Schlage des Herrn von Schierling unterlassen hätte.

Auf seinen Freund gestützt, wollte Trufelius die verunglückte Ehrenbezeigung nochmahls versuchen; aber der General verbat sie, und entließ ihn mit der Ermahnung, sich so bald als möglich zum Antritt der Hofmeisterstelle zu rüsten, und dann einen Beglaubigungsbrief und Reisegeld bey ihm abzuhohlen.

Der glückliche Kandidat hätte sich im Nothfall sogleich auf den Postwagen setzen können; denn er trug fast alles, was sein war, (ein Dutzend Bücher ausgenommen) mit sich herum, und zu Abschiedsvisiten bedurfte er keine Zeit, weil er in der ganzen großen Stadt niemand kannte, als seine Aufwärterin, einen Buchdrucker, und dessen kleinen Merkur. Des Wohlstands

halben, rieth ihm aber sein Freund, erst am dritten Tage zum General zu gehen.

Er that's, und erhielt seine Abfertigung. „Wenn Sie nach Hühnenthal kommen," sprach der General beym Abschiede, „seyn Sie muthig und dreist, und machen Sie wenig Worte! Ihr künftiger Principal ist ein Mann ohne Komplimente, und ein erklärter Freund der Aufrichtigkeit und Wahrheit." —

Der Reisende bediente sich der öffentlichen Post. Seine Gefährten waren zwey Studenten, die, während der akademischen Ferien, Papa und Mama besucht hatt n, und nun, mit reichlichen Mutterpfennigen begabt, nach der hohen Schule zurück kehrten. Sie gehörten beyderseits zu dem Schlage von jungen Herren, die, so oft der silberne Mond in ihrem Beutel voll ist, jedermann stolz und unartig begegnen, und erst nach und nach

wieder höflich werden, wenn er abnimmt. Dieser löblichen Gewohnheit zu Folge, zankten sich unsere Herren Studenten — oder Hochschüler, nach Campens Verdeutschung — mit allen Postmeistern, Gastwirthen und Aufwärtern, und behelligten ihren Reisekompan, wegen seines altfränkischen und ärmlichen Ansehens, mit ungeschliffenen Neckereyen. Er zog aber seine Troddelmütze über die Ohren, und antwortete nicht. „Redet, was ihr wollt!" sprach er in seinem Herzen: „Der Narr ist ein Druckfehler der Menschheit!" — So wurden sie es bald müde, ihren köstlichen Witz an einen Taubstummen zu verschwenden, und er kam ohne weitern Verdruß auf der letzten Station an. Hier warf er sich in sein Feyerkleid, und pilgerte vollends nach Hühnenthal.

16.

Der Einzug.

Mit dem Briefe des Generals, als einem gültigen Paßport, in der Hand, trat er ins Schloß, und defilirte glücklich durch ein Paar große Kettenhunde, die vor seinem Kreditive keinen Respekt hatten, sondern wüthend rechts und links auf ihn zu stürzten. Im Hofe traf er einen Bedienten, den er um Meldung bey der Herrschaft demüthig ersuchte. Der plumpe Bengel pflanzte sich breitbeinig vor ihn hin, musterte ihn mit frechen Augen von den tombackenen Schuhschnallen an bis zur verwitterten Stutzperücke hinauf, und schien eine Weile unentschlossen, ob er die angebrachte Bitte in Gnaden wolle Statt finden lassen oder nicht. Endlich hob er

sich mit trägen Schritten von dannen, ließ den Magister in einem Kreise zischender und schnatternder Gänse stehen, und warf ihm noch aus der Ferne einen höhnischen Blick zu, der keine günstige Aufnahme prophezeyte.

Herr Frank war auch in der That sehr aufgebracht, als er die Ankunft des Fremdlings vernahm. „Was will der Mensch?“ fuhr er in seinem Großvaterstuhl empor. „Er soll sich zum Henker packen; ich habe nichts mit ihm zu schaffen!“ —

„Besinn Dich doch!“ sagte seine Frau. „Es wird der Hofmeister seyn, den uns der General zu schicken versprach.“ —

„Er sey, wer er wolle, das geht mich nichts an! Ich bin Herr im Hause, und lasse mir keinen unnützen Brodesser aufdringen.“ —

So polternd und mit den Händen fechtend, lief er, wie unsinnig, im Zimmer

auf und ab. Madame Frank schwieg, aus Scham vor dem Bedienten, und weil sie fest überzeugt war, daß der Hausmonarch, aus Furcht vor ihrem Oheim, seinen übereilten Befehl, den Magister abzuweisen, von selbst aufheben werde.

Der Bediente ging; und schon war sein Herr entschlossen, ihn auf der Treppe zurück zu rufen, als er glücklicher Weise von selbst umkehrte und anfragte: ob er nicht wenigstens den Brief annehmen solle, den der Fremde von Sr. Excellenz, dem Herrn General, überbringe.

„Nun, das versteht sich!" sagte Herr Frank, und es war ihm ordentlich wohl, daß er auf eine so bequeme Weise wieder einlenken konnte.

Der Brief (dessen Bothe sich noch im Gesellschaftszirkel der Gänse befand) ward gebracht. Herr Frank durchlief ihn mit einem umwölkten Gesichte, und schüttelte

schweigend bey jeder Zeile den Kopf. Erst am Ende, als der Punkt der Besoldung kam, ward sein stummer Verdruß wieder laut. „Nein, das ist zu toll!" schrie er auf. „Der Herr General gebiethet über unsern Geldbeutel, als wär' er in Feindes Land, und schriebe Brandschatzung aus! Da hat er mir nichts dir nichts dem Menschen, den er uns ins Haus schickt, hundert Reichsthaler jährlichen Gehalt zugesagt, und bittet sich's zur Freundschaft aus, daß ich keinen Heller davon abdinge. — Schöne Freundschaft! — Für hundert Thaler kann ich ein Jahr lang das schönste Pferd und eine Koppel Jagdhunde ernähren!" —

Madame Frank winkte dem Bedienten, sich zu entfernen, und griff dann ihren Gemahl bey seiner schwachen Seite an. Sie gab ihm völlig Recht, und überließ es seiner Willkühr, den kostspieligen Pä-

dagogen anzunehmen, oder mit Protest zurück zu senden. „Allenfalls könnte man" — setzte sie mit einem nachlässigen Tone hinzu — „funfzig Thaler auf die Gasse werfen, und ihn ein halbes Jahr im Hause behalten, um den alten eigensinnigen General nicht böse zu machen. Mit der Zeit finden wir leicht einen schicklichen Vorwand, uns den theuern Gast wieder vom Halse zu schaffen." —

„Dieser Rath läßt sich hören;" sagte Herr Frank. „Wir wollen denn sehen, was Ihro Excellenz für ein Wunderthier aufgetrieben haben." —

Trufelius ward vorgelassen, und begann schon außerhalb der geöffneten Thüre eine gelehrte Anrede, die er auf der Reise, Trotz der Erdbebenstöße, welche die deutschen Postwagen auszutheilen pflegen, in seinem Kopfe entworfen hatte. Allein Herr Frank fiel, nach seiner unlöblichen Ge-

wohnheit, schon der ersten Periode in den Zügel. „Ihr Diener! Ihr Diener!“ rief er hastig. „Inkommodiren Sie sich nicht weiter! Ich nehme Ihren Senf für genossen an.“ —

Der Redner erschrak, erinnerte sich jedoch sogleich der Abschiedswarnung des Generals, und verstummte. Durch diesen Gehorsam gewann er bey dem Hausherrn einen wichtigen Stein im Brete. Desto weniger Freude hatte Madame Frank an ihm, die sich in der Erwartung eines jungen, eleganten Weltmannes häßlich getäuscht fand. Doch, gesittet und gutmüthig, ließ sie ihn dieß nicht empfinden, sondern nahm seinen ungeschickten Handkuß mit der heitersten Miene an, und sprach einige freundliche Worte über Wetter und Weg, um den rauhen Willkommen ihres Gemahls zu lindern und vergessen zu machen.

Dieser kramte nun seine schon bekannten Lehr- und Erziehungsvorschriften fast mit denselben Worten aus, wie er sie fünf oder sechs Jahre früher dem Schulmeister ertheilte. Er warnte besonders wiederum sehr nachdrücklich, seinen Sohn nicht zu einem Heuchler und Fuchsschwänzer zu erziehen, sondern ihm einzuprägen: daß man die Wahrheit lieben, und sie allen Menschen, ohne Ansehen der Person, ins Gesicht sagen müsse. „Mancher arme Teufel," fuhr er fort, „mag freylich bisweilen gezwungen seyn, den Mantel nach dem Winde zu hängen: das braucht aber mein Sohn nicht, dem ich einst ein so schönes Erbtheil hinterlasse, daß er der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen kann. — Merken Sie sich das, Herr Magister, und schulmeistern Sie hübsch nach meinem Kopfe; es wird Ihr Schade nicht seyn. Sie sehn mir aus, als ob Sie bis-

her am Hungertuche genagt hätten. Nicht wahr? — Nun, desto besser! So werden Sie in meinem Hause und an meinem Tische einen erfreulichen Abstich gegen Ihre vorigen Fasttage finden, und aus Dankbarkeit um so williger meinen Befehlen nachleben." —

Trufelius schnitt einen Huldigungs-Reverenz über den andern, und schien eben nicht zu fühlen, daß der hochgebiethende Herr seine Rede mit einer groben Beleidigung schloß. Der feinern Frau that die Unbescheidenheit ihres Mannes weh, und sie suchte seine Härte durch die sanfteste Behandlung ihres neuen Hausgenossen auszugleichen. Sie wies ihm ein nettes Zimmer zu seiner Wohnung an, und gab ihm auf eine gute Art zu verstehen: daß er eben nicht nöthig habe, die ihm jetzt publicirten Gesetze zur strengen Richtschnur seines Unterrichts zu nehmen,

weil sich ihr Gatte nicht weiter darum bekümmern werde.

Wilhelm war bey dem Einzuge seines Mentors nicht zu Hause, und freute sich sehr mäßig, ihn bey seiner Rückkunft zu finden. Das Einzige, was ihm an dem Manne gefiel, waren seine reifen Jahre. Er befürchtete bisher, einen geckenhaften Milchbart, wenig älter als er selbst, zum Lehrer und Aufseher zu bekommen, und das wäre für seinen stolzen Geist eine bittere Kränkung gewesen. Ueber dieß hatte er mit Luisen einen feinen Anschlag gemacht, wie sie sich auch in Zukunft, Trotz der pädagogischen Scheidewand, die sie zu trennen drohte, täglich sehen und sprechen wollten; dieses Plänchen war aber so beschaffen, daß es für ihn sehr zum Verdruß ausschlagen konnte, wenn er einen jungen Hofmeister erhalten hätte. Die Liebenden waren nähmlich sogleich,

als der General die Spedition eines Informators übernahm, auf den Einfall gerathen: Luise sollte sich, durch Vermittelung ihres Vaters, Erlaubniß auswirken, die Lehrstunden im Schlosse zu besuchen. Diese Vergünstigung war ohne Zweifel zu erwarten, weil Wigand bey dem Gutsherrn in großen Gnaden stand. Nun störte nur noch Wilhelms eifersüchtige Fantasie seine Ruhe. Sie mahlte bey Tag und Nacht an dem Bilde seines künftigen Lehrers, stellte es ihm als einen schönen, blühenden Jüngling vor Augen, und quälte ihn mit der Furcht, von diesem Adonis aus dem Herzen seines geliebten Mädchens verdrängt zu werden. Aus diesem Grunde war ihm Trufelius, wegen seines Alters und seiner unlieblichen Gestalt, eine willkommene Erscheinung, und sorgenfrey drang er nun in Luisen, ihren gemeinschaftlichen Entwurf zu Stande zu bringen.

Das gelang ohne Schwierigkeit. Luisens Aeltern hatten schon oft bedauert, daß sie den natürlichen Geistesfähigkeiten ihrer Tochter keine höhere Ausbildung verschaffen konnten, als durch den kleinen Vorrath von Kenntnissen, die sie selbst besaßen, nothdürftig geschah. Sie waren also mit des Mädchens Antrage sogleich einverstanden, gingen mit einander aufs Schloß, und ihre Bitte ward in Rücksicht des Verdienstes, das sich Luise vormahls um Wilhelm am Dorfbach erwarb, huldreich gewährt. Freylich mußte Herr Frank zuvor seinem Genius genug thun und sagen: er begreife nicht, wozu die Tochter eines Schulmeisters Gelehrsamkeit brauche. Doch wolle er nicht entgegen seyn, setzte er hinzu, und das Wigandsche Ehepaar achtete jener Bitterkeit nicht, weil man es schon gewohnt war, daß er jedem, der seine Schwelle betrat, eben so sicher einen har-

ten Brocken an den Hals warf, als vor alten Zeiten ein deutscher Ritter (mit dem uns Musäus in seinen Volksmährchen bekannt macht) alle Reisende, die bey ihm einsprachen, gastfrey bewirthete, aber beym Abschiede aus dem Hause hinaus prügelte.

17.

Der Philosoph und der Naturmensch.

Die erste Vorlesung, welche Professor Trufelius hielt, war moralisch. Er behandelte, der hausherrlichen Instruktion gemäß, das Kapitel von der Wahrheit, und salbaderte darüber ein Langes und Breites,

wovon besonders der Schluß merkwürdig war. „Die Pflicht, die Wahrheit zu sagen,“ sprach er, „ist ohne Ausnahme so heilig und unerläßlich, daß, wenn ein Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufsuchte, mich befragte, wo ich ihn verborgen hätte, ich ihm den Zufluchtsort desselben entdecken müßte.“ —

„Ey, bewahre der Himmel!“ rief Wilhelm. „Das wäre der feigste Schurkenstreich von der Welt!“ —

„Gemach, junger Herr!“ versetzte der Magister. „Das erläuternde Beyspiel, das ich anführte, ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus den Schriften des großen Immanuel Kant *) entlehnt.“ —

„Wer ist dieser Mann?“

*) Kant hat diesen sonderbaren Satz wirklich aufgestellt. Ob in seiner Tugendlehre, wie mich dünkt, oder in einem andern seiner Werke: das ist meinem Gedächtniß entfallen.

„Wie? Sie kennen ihn nicht, den Polar- und Angelstern der neuern Philosophie?“ —

„Ich höre seinen Nahmen zum ersten Mahl, und das ist hier auf dem Lande kein Wunder. Aber, wahrlich! wenn er in seinem Leben nichts als diesen widersinnigen Einfall geschrieben hätte —“

„Tace, puer!“ rief Trufelius hitzig, und bedeckte mit beyden Händen die Ohren. „Sie lästern in Ihrer Unwissenheit einen der größten Weltweisen!“

„Zugegeben, ich bin unwissend; aber ich habe gesunde Vernunft, die mir sagt: daß es entweder der höchste Grad von Niederträchtigkeit oder gänzliche Tollheit wäre, einen Freund, der unter meinem Dache Schutz und Sicherheit sucht, einem Bösewicht auszuliefern, der ihm nach dem Leben trachtet.“ —

„Sie wollten also die Wahrheit ver-

letzen, wollten sagen: der Freund befinde sich nicht in Ihrem Hause?" —

„Allerdings! Oder, wenn ich das nicht läugnen könnte, würde ich ihn mit meinem Blut und Leben vertheidigen, und lieber seinen Feind niederstoßen, als ihm ein Haar krümmen lassen." —

„Gott bewahre mich vor Mord und Blutvergießen!" rief der waffenscheue Gelehrte, der sogar dem frommen und mit dem Rost des Friedens überzogenen Degen eines kommandirenden Stadtschützen-Hauptmanns in möglichst weiter Entfernung aus dem Wege ging. — „Ach, ich bitte Sie, junger Herr," fuhr er mit hoch gefalteten Händen beweglich fort, „sprechen Sie nicht so gräßliche Worte, halten Sie fest an der Wahrheit, und mischen Sie sich nicht in fremde Händel: so wird es Ihnen wohl gehen, und Sie werden lange leben auf Erden!"

„Nein, Herr Magister," sprach Wilhelm rasch, „diese Lehre befolg' ich nicht! Ich glaube gern, daß sich mancher ehrlose Schuft bey Verrath und Feigheit recht wohl befindet; aber mich lehrt mein Herz, daß ich nicht werth wäre zu leben, wenn ich jemahls so verworfen seyn könnte, nach der Vorschrift Ihres Philosophen zu handeln." —

„Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld!" seufzte Trufelius. „Ich habe, nach dem Willen Ihres Herrn Vaters, Wahrheit gepredigt, habe die Gründlichkeit meines Vortrags aus den Schriften eines großen Geistes, auf dessen Worte ich blindlings schwöre, bewiesen: was kann ich weiter thun? — Ich bin frey von aller Verantwortung, wenn Sie einst durch Verhaltung der Wahrheit — die nichts bessers als eine wirkliche Lüge ist — in irgend ein Unglück gerathen." —

„Das sey meine Sorge!“ entgegnete der brave Jüngling. „Ich lasse mir mein Gefühl durch kein Hirngespinnst fesseln und lähmen. Lügen — vorsätzliche Lügen aus Gewinnsucht, Schmähsucht, und so weiter — sind schändlich; aber in Fällen der Noth die Wahrheit zu verschweigen, das gebiethet die Vernunft, und es ist löblich und gut. — Ich liebe die Wahrheit, wenn's Muth gilt, sie zu sagen; doch sie aus Feigheit bekennen — pfuy! das soll mir nie in den Sinn kommen.“ —

Am Abend dieses Tages fragte Herr Frank seinen Sohn, was er heute gelernt habe. Wilhelm antwortete: der Magister habe sich mit den Pflichten der Wahrheit beschäftiget.

„Das ist schön, das gefällt mir!“ rief der Alte.

„Aber, Vater, was sagst Du dazu?“ sprach Wilhelm, und wiederhohlte wört-

lich die Lehre: daß man, aus Ehrfurcht gegen die Wahrheit, seinen Freund einem Mörder ausliefern müsse.

„Abgeschmacktes Zeug!“ brummte der Vater kopfschüttelnd, und sah mit spöttischem Lächeln die Mutter an.

„Du hast Deinen Lehrer gewiß unrecht verstanden, mein Sohn!“ sagte sie etwas verlegen.

„Nein, nein!“ antwortete Wilhelm. „Ich stritt lange mit ihm darüber, und sagt' ihm meines Herzens Meinung, daß in einem solchen Falle, wie er gesetzt habe, nur ein Schurke oder ein Tollhäusler der Wahrheit treu bleiben könne: allein er wich und wankte nicht von seinem abenteuerlichen Lehrsatze, und vertheidigte ihn damit, daß er aus den Schriften eines berühmten Philosophen genommen sey.“

Herr Frank brach in ein wieherndes Gelächter aus. „Das hab' ich wohl ge-

dacht!" rief er triumphirend. „Da sieh, Mutter, solche schöne Raritäten stehn in den Büchern!" —

18.

Der poetische Trichter.

Die folgenden Lehrstunden waren angenehmer. Wilhelms Mitschülerin belebte und erheiterte sie.

Sie war, als Trufelius nach Hühnenthal kam, erst vierzehn oder funfzehn Jahre alt, doch den Gränzen der Kindheit schon völlig entwachsen und ausgezeichnet schön. Wir könnten uns die Beschreibung ihrer Person bequem machen, und sie kühnlich der Venus und den Grazien vergleichen: da jedoch diesen Göttin-

nen die Kränkung, sich ein sterbliches Weib an die Seite gesetzt zu sehen, von Dichtern und Romanschreibern täglich zugefügt wird, so wollen wir sie unsers Theils damit verschonen, und die wenigen Farben, die wir zu Luisens Bilde nöthig haben, nicht aus dem Olymp hohlen. Das ganze Gemählde wäre überflüßig, wenn man sich auf die Fantasie des Lesers verlassen dürfte. Allein es ist zu befürchten, daß Mancher, der etwa eine alltägliche Schulhalterstochter Gänse stopfen, Kühe melken, oder andere dergleichen gemeine Handarbeiten verrichten sah, uns den Spuk machen möchte, sich Luisen als eine so reitzlose Figur vorzustellen. Diesem falschen Eindruck, der unserer Geschichte alle Annehmlichkeit rauben würde, muß bey Zeiten vorgebeugt werden.

Kund und zu wissen sey demnach allen, denen es zu wissen nöthig, daß Luise eine

zarte, schlanke, echt griechische Gestalt war, und sich etwas besser ausnahm als viele breite Modedamen, die sich, der Natur zum Trotz, durch die Zauberkraft der Schneiderscheere zu zierlichen Athenerinnen bilden wollen. Doch nein; das war Verläumdung! — Denn liegt es nicht hell am Tage, daß sie nicht sowohl durch die Kunst des Schneiders, als vielmehr durch dessen Entbehrung, ihr Ziel zu erreichen, und die Aufklärung unsers Zeitalters dadurch zu vermehren suchen, daß sie ihren ganzen Körper aufklären? —

In diesem Punkte war Luise sehr verfinstert. Sie verhüllte mit abgeschmackter Aengstlichkeit ihren jungfräulichen Busen, und entsetzte sich einst recht kindisch über den Anblick einer modernen Eva, die an einem rauhen Herbsttage, der die Erde mit dem ersten Schnee beschenkte, halb nackt einher ging, und auf den wenigen

Theilen ihres Körpers, die bekleidet hießen, ein so enges und durchsichtiges Spinnengewebe trug, daß man es nur den Schatten eines Gewandes nennen konnte. Das einfältige Landmädchen schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, schalt diese elegante Tracht ungesittet und schamlos, und steckte ihr Halstuch noch fester. Es läßt sich daher, so lieb wir die Kleine übrigens haben, nicht vertuschen, daß sie ein schwaches, von altfränkischen Vorurtheilen eingenommenes Köpfchen war, und keinen Gran Weltverstand besaß.

So paßte sie aber recht für ihren Wilhelm, der zwar auch ein bildschöner Junge, aber im Fache der Eleganz ein erbärmlicher Tropf war, und an der unmodischen Tracht seiner Geliebten nicht den geringsten Anstoß fand. Schon damit zufrieden, daß ihr Rosengesicht kein dichter Nonnenschleyer bedeckte, sah er ihr

mit Entzücken in die sanften, himmelblauen Augen, spielte mit ihren weichen Flachslocken, und fand ihre Nase sehr hübsch, ohne ein Wort davon zu wissen, daß sie die reinste griechische Form hatte.

Wie mächtig Luisens Schönheit war, beweiset der merkwürdige Umstand, daß sogar Magister Trufelius das rostige Gewehr der Unempfindlichkeit vor ihr streckte. Er, der bis in sein vierzigstes Jahr, mit alten klassischen Werken und nassen Korrekturbogen gepanzert, mitten durch Amors Pfeilregen unversehrt ging, bekam auf Ein Mahl, als er ungefähr sechs Monate in Hühnenthal war, einen tüchtigen Kernschuß ins Herz, und geberdete sich dabey so seltsam, daß es sehr ergötzlich anzusehen war. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, in einem Schlafrocke von grünem wollenen Damast und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, Schule zu halten: so bald

er aber die Wunde der Liebe fühlte, erlaubte er sich diese Bequemlichkeit nicht mehr, sondern kleidete sich alle Tage so zierlich, als ob er vor den Taufstein treten oder ein anderes Ehrenwerk verrichten wollte. Er verschrieb sich mit der Post ein feines Haarzänglein, um die Vorläufer des heran nahenden Alters, das in seinen schwarzen Augenbraunen schon hier und da Salz unter den Pfeffer gemischt hatte, zu vertilgen; auch glättete er die Erstlinge der Runzeln zwischen den Schläfen und Augenwinkeln (die man im Scherz bisweilen Hühnerpfötchen nennen hört) mit dem elfenbeinernen Streichmesser, dessen man sich zum Falzen der Briefe bedient. Sogar seine Stimme, die gewöhnlich wie die durstigen Räder eines schweren Lastwagens knarrte, ward auf Ein Mahl sehr fein, doch eben nicht lieblich; denn er fing an durch die Fistel zu

sprechen, und zirpte besonders, wenn er Luisen anredete, wie ein Heimchen.

Ihr zu Gefallen bestrebte er sich auch, seine Vorträge mit Anmuth zu würzen. Er lehrte, nach Gottscheds Weise, den deutschen Styl, und gab Unterricht im Briefschreiben; nur Schade, daß seine Muster-Episteln, die er theils selbst entwarf, theils aus einem alten Tröster entlehnte, ganz geschmacklos ausfielen, und seine Schüler zum Lachen reitzten. Dieses Mißgeschick erfuhren besonders einige zärtliche Brieflein, durch die er Luisen auf eine verblümte Art seine Liebe erklärte. Sie waren in den schwülstigsten Ausdrücken abgefaßt, die er vermuthlich in der asiatischen Banise erbeutet haben mochte.

Einsmahls sprach Luise von verschiedenen poetischen Schriften, die sie gelesen hatte. Es gehe ihr nichts über ein treffliches Gedicht, sagte sie, und sie beneide

den, der es in seiner Gewalt habe, gute Verse zu machen. Trufelius nahm diese Aeußerung für einen Wink und Beruf zum Professor der Dichtkunst, und gab bescheiden zu vernehmen: er werde mit einiger Anweisung zur Poetik ergebenst aufwarten können, immaßen er selbst in jüngern Jahren mit den Musen Umgang gepflogen, und viele Gelegenheitsgedichte verfertiget habe. „Ich sattelte" — sprach er mit einem gewissen Stolz — „meinen Pegasus für jeden, der einen Ehrenritt bey mir bestellte." —

„Eine elende Reiterey," — fiel Wilhelm ein — „bey der wenig Ehre zu erjagen ist!"

„Warum nicht?" fragte stutzend der Poet.

„Weil es nicht möglich ist, wenigstens mir nicht möglich wäre, in Hansens und Kunzens Seele glücklich zu dichten, und

ein herzliches Wort über einen Gegenstand zu sagen, bey dem ich nicht interessiert bin.“ —

„Ey wohl, ist man dabey interessirt! Das Gedicht wird bezahlt.“ —

„Das ist eben das Verächtliche bey der Sache! Ein Gelegenheitsdichter kommt mir vor wie eine Thürklingel, die jeder Tropf mit schmutzigen Händen anfassen und ertönen lassen kann.“ —

„Sie machen mir in der That ein hartes Kompliment!“

„Ich rede, wie ich denke, und das kann mir niemand weniger übel deuten als Sie! Denn von Ihnen ward ich ja belehrt: man müsse allen Menschen, ohne Ansehen der Person, die Wahrheit ins Gesicht sagen. — Doch wieder auf die Gelegenheitsverse zu kommen: ich find' es sehr lächerlich, wenn sich Leute, die wohl kaum einen Wäschzettel schreiben können,

ein Ding, das wie ein Gedicht aussieht, von einem Lohnreimer fertigen lassen, und es in ihrem eigenen Nahmen übergeben. — Ist das nicht eben so drollig, als wenn jemand vor aller Menschen Augen, in der öffentlichen Marktbude eines Kleiderhändlers, einen Gallarock entlehnte, und damit einem hohen Gönner oder der Dame seines Herzens — die selbst aus ihren Fenstern diesen Lumpenstaat anlegen sahen — den Hof machte?" —

„Aber ich bitte Sie, junger Freund, was soll der arme Mann anfangen, wenn er einen Ceremonienbesuch ablegen will oder muß, und kein Feyerkleid in seinem Vermögen besitzt?" —

„So geh' er in seinem Alltagsrocke! — Jeder Prahler mit fremden Federn verdient eine eben so schimpfliche Entkleidung wie die Krähe in der Fabel erfuhr. — Ueber dieß taugen die poetischen Gele-

genheitsfedern auch aus dem Grunde nichts, weil man sich schon seit Olims Zeiten damit schmückt, und an dieser alten, verlegenen Waare keine neue Farbe mehr haftet. Man sollte diese ausgediente Mode endlich auch in die Rumpelkammer werfen, wo schon so viele Sitten und Gebräuche der Vorwelt begraben liegen. Ein gedrucktes Titelblatt und hinterher drey leere Seiten thäten, meines Erachtens, die nähmlichen Dienste, als das beste Hochzeit- und Leichengedicht." —

Trufelius schwieg und schmollte, bis sich Luise, um ihn wieder zu besänftigen, seine Belehrung in der Dichtkunde mit schmeichelhaften Worten erbat. „Von Herzen gern!" antwortete er. „Ich will's Ihnen nicht entgelten lassen, daß mich Ihr Schulkamerad beleidigt hat; nur muß ich bedauern, daß mir ein vortreffliches Buch, das ich bey meinen Vorlesungen zum Leit-

faden brauchen könnte, schon seit mehrern Jahren abhanden gekommen ist. Es war im Jahre 1650 zu Nürnberg erschienen, und führte den Titel: Poetischer Trichter, oder der in sechs Stunden einzugießende Unterricht zur deutschen Dicht- und Reimkunst. — Ein kostbares Werk, das leider in keinem Buchladen mehr zu haben ist!" —

„Sehr Schade!" sprach Luise mit mühsamer Ernsthaftigkeit. „Wie kamen Sie denn darum?"

„Ein junger Laffe borgte mir's ab, und als ich's zurück forderte, läugnete er den Empfang. Aber die Folge zeigte, daß er meinen Trichter besaß und seinen leeren Kopf damit angefüllt hatte: denn er schickte von Stund' an eine zahllose Menge Sonnette — zu deutsch: Klinggedichte — und andere poetische Poesien in die Welt, und man sah es seinen Versen wohl

an, daß er sich wenigstens sechs volle Stunden mit Eintrichterung der Dicht- und Reimkunst beschäftigt haben mußte. Sein Ruhm stieg dadurch so hoch, daß er bey dem Jubelfeste der Universität *** zum Dichter gekrönt wurde. — Welch Glück! welche Ehre! — Und das alles hat er meinem Trichter zu danken!" —

So klagte Trufelins, und behalf sich nun ohne diese Maschine so gut er konnte. Wir halten uns dabey nicht auf, sondern eilen zu lustigern Auftritten.

19.

Das Perspektiv.

Wilhelm und sein Hofmeister wurden von Tage zu Tage unzufriedener mit einander. Der junge Haberecht widersprach bey jeder Gelegenheit, und stützte sich auf das Geboth, die Wahrheit zu reden. Der Lehrer hingegen drang auf ehrerbiethiges Nachgeben; doch der achtzehnjährige Jüngling war ein widerspänstiger Baum, der sich nicht mehr beugen ließ. Er wäre bisweilen noch halsstarriger gewesen, wenn ihn nicht Luise durch Bitten und Vorstellungen etwas geschmeidig gemacht hätte. Ihr gingen die Kränkungen des ehrlichen Magisters ans Herz; sie waren auch in der That nicht zu loben, und sind noch weniger jungen Leuten zur Nachahmung zu empfehlen. —

Das gute Mädchen war, ohne es selbst zu wissen, die unschuldige Ursache der Spannung zwischen dem Lehrer und seinem Schüler, der Jenem ein Dorn im Auge ward, so bald er das zärtliche Einverständniß der Liebenden bemerkte. Er suchte nun seinen Nebenbuhler zu demüthigen, und ihn mit der Lanze der Gelehrsamkeit aus dem Sattel zu heben. In dieser Absicht stellte er die Unwissenheit seines Scholaren so oft als möglich in ein lächerliches Licht, um daneben selbst, durch den Kontrast, in Luisens Augen desto herrlicher zu glänzen. Allein er rechnete falsch. Wilhelm, der mit seinem Mutterwitz zufrieden und nach Schulweisheit nicht lüstern war, grämte und schämte sich nicht, wenn er auch den schändlichsten Donatschnitzer gemacht hatte. Er führte dann immer ein großes, von seinem Vater gesammeltes Nahmenregister berühmter Männer im Munde, die sich in

Kriegsdiensten und andern Fächern ausgezeichnet hatten, ohne Mensa decliniren zu können. Nur Pedanten, meinte er, wären auf solchen Plunder stolz, und über dieß habe man ja den Herrn Magister darum nach Hühnenthal berufen, daß er aus einem Klotz einen Merkur bilden solle.

Selbst Luise sah schel, wenn der eifersüchtige Schulmann ihres Wilhelms Ignoranz zu hämisch an den Pranger stellte; und noch weniger fühlte sie Neigung, ihn deßhalb zu lieben, weil er ein lebendiges griechisches und lateinisches Wörterbuch war. So verfehlte er bey ihr ganz seinen Zweck, und zog sich dagegen den Nachtheil zu, daß Wilhelm, der keine Beleidigung ungeahndet ließ, noch unbändiger ward, und sich auch bisweilen der Bauchsprache (deren Uebung er fleißig fortgesetzt hatte) zum Werkzeuge seiner Rache bediente. Er lachte und spottete von innen heraus, und

war dabey von außen so ernsthaft und scheinheilig, daß der Magister, der von dieser feinen Kunst in seinem Leben nichts gehört hatte, keinen Verdacht auf ihn warf, sondern Anfangs dieses Gehöhne der vor dem Schlosse spielenden Dorfjugend beymaß, und endlich gar bey hellem Tage Geisterstimmen zu hören glaubte.

Der Bauchredner machte sich gewöhnlich den Spaß, ihn beym Nahmen zu rufen. Einige Mahl ließ sich Trufelius vor die Thür hinaus in den April schicken; nachher schüttelte er bloß den Kopf, und ging nicht von der Stelle. Einsmahls aber ahmte Wilhelm die gebiethrische Stimme seines Vaters sehr täuschend nach; der Magister sprang vom Stuhl auf, suchte den gestrengen Herrn vor der Thür, endlich sogar in seinem Zimmer, und erhielt auf die unterthänige Frage, was zu Befehl stehe, den harten Bescheid: er müsse

bey offenen Augen träumen, denn man habe nicht an ihn gedacht.

Mißlaunig ging er zurück. Als er in die Nähe seines Stübchens kam, rieth ihm die Furie der Eifersucht, auf den Zehen zu schleichen, und durchs Schlüsselloch zu spähen. Himmel, was sah er! — Wilhelm umarmte und küßte Luisen! — Dem Lauscher war nicht anders, als ob ihm ein Schock Teufelchen in den Leib führen. Er riß hastig die Thür auf, stürzte wie ein Rasender mit glühenden Augen hinein, ergriff einen Stecken, der ihm gewöhnlich zum Ausstäuben seiner Kleider diente, und hohlte damit aus, um den Unrath der Liebesgedanken aus dem Kopfe des jungen Löfflers zu klopfen. Dieser flog wie Schießpulver auf; und eben so schnell fuhr Sultan, sein großer, treuer Hund, der zu seinen Füßen lag, mit offnem Rachen unter dem Tische hervor. Der giftige Magister

zitterte jetzt doppelt, vor Wuth und vor Angst. Ein Auge schoß auf Wilhelm Blitze; das andere beobachtete den fürchterlichen Cerberus, dessen griesgrammiges Knurren und entblößtes Gebiß ihn so lähmte, daß er bewegungslos, mit erhobenem Stabe, wie durch den Anblick einer Klapperschlange bezaubert, stehen blieb, und keinen Athemzug wagte.

Als er eine halbe Minute in dieser peinlichen Stellung ausgehalten hatte, seufzte er leise: „Ihr Hund will mich fressen!" — „Werfen Sie den Stock weg!" rief Wilhelm. Es geschah. Sultan bekam Ordre zum Rückzuge, und befolgte sie.

„Herr! was fiel Ihnen ein?" fragte Wilhelm mit lachendem Munde. „Glaubten sie einen Abc-Schützen vor sich zu haben, der sich geduldig bakuliren läßt? Und was hab' ich denn für ein Verbrechen begangen?" —

„O brennen Sie sich nicht weiß!“ — erwiederte Trufelius ganz muthig, weil er sah, daß Sultan den Kopf auf die Dielen legte, und sich um die Sache nicht weiter zu bekümmern schien. — „In Literis, junger Mensch, sind Sie, wahrhaftig! nur ein Abc-Schüler; aber in arte amandi — ey freylich, da sollte man meinen, Sie hätten den Ovidium gelesen, und seine lasciven Lehren, so zu sagen, in Saft und Blut verwandelt! — Merken Sie nun wohl, was ich durchs Schlüsselloch observirt habe?“ —

„Also durchs Schlüsselloch, durchs Perspektiv der alten, neugierigen Weiber, haben Sie gesehn?“ — rief Wilhelm. „Pfuy, schämen Sie sich! Das ist unmännlich!“ —

Trufelius schämte sich nicht, aber Luise. Es war ihr erster Kuß von der süßen Art, die Ovid besang. Kein Wunder, daß er um so mehr wie Feuer auf ihren Lippen

brannte, da er von fremden, neidischen Augen belauert worden war, und ein solcher Lärm darüber entstand. Sie saß ein Weilchen wie auf Hechelspitzen, stand dann schnell auf, und verließ mit bedeckten Augen die Schulstube. Ihr hochgelahrter Verehrer war in diesem Moment so erbittert auf sie, daß er sich die Miene gab, als ob er ihren Abgang von der Bühne gar nicht bemerke.

20.

Der Apfelschimmel.

Nun wäre der Krieg gewiß erst recht los gegangen, wenn nicht ein Schwert das andere in der Scheide gehalten hätte. Sultan hob, als er einen lebhaften Wort-

wechsel hörte, sein Haupt wieder bedenklich empor, und schlug den Muth des Magisters damit nieder. Auf der andern Seite scheute sich Wilhelm zwar nicht vor dem Klopfstöckchen des Doktors der Philosophie, aber vor seiner Zunge, wie man auch eine todte Kohle ungern angreift, die freylich nicht brennt, doch schwärzt. Er besorgte, bey seinen Eltern schwarz gemacht und wegen der belauschten Umarmung denuncirt zu werden: denn sein Vater hatte dem Magister auf die Seele gebunden, selbst in seinem Amte der Wahrheit hold und gewärtig zu seyn, und ihm keine Untugend seines Sohnes zu verschweigen. Wie leicht konnte er nun nicht, wenn er durch lose Reden noch stärker aufgereizt wurde, jetzt zum ersten Mahl diesem Befehle gehorchen, und Luisens ewige Verweisung aus der Schloßschule dadurch veranlassen! Diese Maßregel hatte Wilhelm von seinen Aeltern

unfehlbar zu erwarten, weil beyde von dem Range und Stande eines Ritterguts- besitzers hohe Begriffe hatten, die Mutter über dieß auf ihre adelige Herkunft etwas stolz war, und es sich mithin voraus sehen ließ, daß diese sonst immer zwiespältigen Ehegenossen darin einig seyn würden, die Liebschaft ihres Sohnes mit einem armen Schulmeistermädchen zu mißbilligen, und auf jede mögliche Art zu unterdrücken.

Dieß klüglich bedenkend, that Wilhelm den ersten Schritt zur Aussöhnung mit seinem Lehrer, der eine gute Haut war, und die Sonne nicht gern über seinen Zorn untergehen ließ. Der Friede kam ohne lange Präliminarien zu Stande. Man be- schloß, das Friedensfest gegen Abend durch einen gesellschaftlichen Spazierritt zu feyern, und den Weg bey der Schulhalterey vor- bey zu nehmen, um Luisen einen augen- scheinlichen Beweis der wieder hergestellten

Ein-

Eintracht zu geben, weil außer dem zu befürchten war, daß sie, aus Abneigung gegen Zank und Streit, des folgenden Tages die Schule versäumen möchte.

Wilhelm hatte die edle Reitkunst von Jugend auf getrieben. Von seinem Vater und dem Exwachmeister unterwiesen, war er ein so sattelfester Pferdebändiger geworden, daß er sich gewiß keinen Augenblick besonnen hätte, Alexanders wilden Bucephal zu besteigen, und mit dem General Seidlitz durch die rauschenden Flügel einer Windmühle hindurch zu sprengen, oder von einer hohen Brücke in den Strom hinab zu setzen. Ehrn Trufelius hingegen verstand beynahe so wenig von der Reiterey als die gebornen Venediger, die — wenn sie nicht etwa außerhalb ihrer Vaterstadt eine Reise thun — hundert Jahre alt werden können, ohne ein lebendiges Pferd gesehen zu haben. Dennoch war

er der erste, welcher die friedensfestliche Kavalkade in Vorschlag brachte.

Ihm hatte vor vielen Jahren ein Landpfarrer, für den er eine Gastpredigt thun wollte, zu seinem Fortkommen einen ernsthaften und etwas bejahrten Ackergaul gesandt, der aus frommer Sittsamkeit keinen Schritt von der Stelle ging, wenn ihn nicht der voran schreitende Stallmeister des Pastors am Zaume hinter sich her zog. Aus dieser Brautführung — so kann man füglich sagen: denn die sanfte Gurre war eine Braut des Todes und die Hochzeit sehr nahe — entstand für den Reiter eine so äußerst gemächliche Bewegung, daß er, wie in seiner Studierstube sitzend, die vorhabende Predigt überdenken konnte. Er legte die Meile Weges, die er zu machen hatte, in noch nicht vollen vier Stunden zurück, kam ohne den geringsten Unfall ins gastfreundliche Pfarrhaus, hatte von

seinem langen Ritt wenig oder gar keine unbehagliche Nachempfindung, und glaubte nun reiten zu können: wie sich Mancher für einen Dichter hält, weil er ein paar Sonnettchen zusammen geschweißt hat. — Gibt es wohl, um die saure Arbeit eines solchen Musensöhnleins recht zu versinnlichen, ein besseres Wort als dieß, das schmieden und schwitzen zugleich bedeutet? — Der einzige verdammte Umstand macht dem niedlichen Wortspiele einen lahmen Fuß, daß der Eisenschmid in und mit Feuer arbeitet, und der Reimschmid kalt, eiskalt. —

Unser Trufelius, den wir nicht aus den Augen verlieren wollen, war also in seinen Gedanken ein Kapitalritter, und sehnte sich schon lange nach einer stattlichen Galoppade bey Luisens Fenster vorbey, weil er gehört oder gelesen hatte, daß ein geschickter und eleganter Reiter in manches weib-

liche Herz, wie in ein offenes Thor, hinein trabe. Das war denn auch seine Absicht, die er jedoch, natürlicher Weise, nicht bloß gab. Er wolle sich, schützte er vor, eine tüchtige Bewegung machen, die ihm, nach anhaltendem Sitzen, sehr nöthig sey. Auf die Frage: welches Pferd die Ehre haben solle, ihn zu tragen, bat er sich die Krone des Frankischen Marstalls, einen schönen Apfelschimmel, aus.

Wilhelm widerrieth diese Wahl. „Der Schimmel," sprach er, „hat Mucken, und ist gar nicht so fromm als er scheint. Glauben Sie mir das auf mein Wort! Ich sage Ihnen, wie immer, die Wahrheit." —

Diese ehrliche Warnung schlug Trufelius (der durch die stärkenden Einflüsse der heitern Landluft und guten Tafel sehr muthig und fast keck geworden war) mit Lachen in den Wind. Er verwarf einen sanftmüthigen, aber freylich unansehnlichen Rap-

pen, der ihm empfohlen ward, und bestand um so hitziger auf den Schimmel, weil er den Warner vor demselben im Verdacht hatte, er verläumde das Pferd bloß aus Neid, um selbst damit zu paradiren. „Nun wohlan!“ sagte Dieser. „Der Wille des Menschen ist sein Himmelreich. Ich lasse den Schimmel für Sie satteln.“ —

Sie ritten fort, und das Wagestück ließ sich Anfangs gut an, bis mitten im Dorfe, in der Nähe des Schulhauses, ein ungezogener Bauerhund mit den Pferden Händel anfing, und ihnen in die Beine fiel. Der verschmähte Rappe, den Wilhelm ritt, ging seines Weges ruhig fort; aber der stolze Schimmel nahm den Anfall übel, feuerte mit beyden Hinterhufen hoch aus, und schnellte durch diese Kraftanstrengung seinen lateinischen Reiter aus dem dürftigen Wadenschluß, in dem er bisher, nicht ohne wohlthätigen Beystand des Sattelknopfes,

gesessen hatte. Er schoß, da sich das Pferd hinten hob, vorwärts ihm auf den Hals, und erlaubte sich in der Angst eine Umarmung, die der aufgebrachte Schimmel so ungütig aufnahm, daß er plötzlich auf die Hinterfüße trat, und kerzengerade in die Luft stieg. Der Hut und die Perücke des Ritters mochten nun mit dieser gefährlichen Geschichte nichts weiter zu schaffen haben; sie verließen ihren Herrn in der größten Noth, und meldeten ihn auf der ebenen Erde an, wo er auch schnell nach ihnen eingetroffen wäre, wenn ihn nicht ein herzu eilender Bauer in seinen Armen aufgefangen hätte.

So kam der unglückliche Schimmelritritter zwar ohne Leibesschaden wieder auf festen Grund und Boden; aber seine Seele war tief verwundet, weil Luise an der Thür ihrer Wohnung stand, und seine schimpfliche Absattlung sah. Jetzt schämte er sich

mehr als einige Stunden zuvor, da er durchs Perspektiv der alten Weiber geguckt hatte. Bestürzt und stumm wie ein Kandidat, der im Examen nicht bestand, schlich er von dannen, und schlug die Einladung, das Apfelroß wieder zu besteigen, mit einer verneinenden Handbewegung aus.

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" sprach Wilhelm, als er von seinem fortgesetzten Spazierritte nach Hause kam. „Was hilft die edle Wahrheit, wenn sie keinen Glauben findet?" —

Am nächsten Sonntage nahm Trufelius Rache. Er hielt gerade eine Gastpredigt für den Pastor loci, und ergriff diese Gelegenheit, die beißigen Dorfhunde (die er mit akademischen Renommisten verglich) und ihre Brodherren, die ihnen nicht scharf genug auf dem Dache waren, von der Kanzel zu werfen. Dabey gedachte er mit Ruhm des sanften Hündleins Tobiä, und drang

eifrig darauf, daß sich alle Köter in Hühnenthal nach diesem Beyspiele bilden, oder ihnen widrigenfalls Kappzäume angelegt, und schwere Klöppel an den Hals gehangen werden sollten.

21.

Der große Trumpf.

Der Strafprediger spielte nun einige Monate lang gegen Luisen den kalten, unempfindlichen Philosophen. Seine Leidenschaft glühte indeß, wie ein unterirdischer Brand, im Stillen fort; und als er einst erfuhr, daß Wigand und seine Frau in ein benachbartes Dorf gegangen waren, und ihre Tochter allein zu Hause gelassen hatten,

warf er sich geschwind in seinen Bratenrock, und überraschte sie mit einem Besuche, den er – wie er bey seiner Ankunft listig genug vorgab — ihrem werthesten Vater schon längst zugedacht haben wollte, um ihn durch ein ruhmvolles Zeugniß ihres Fleißes und glücklichen Fortgangs in den Wissenschaften zu erfreuen.

Das Wenigste, was Luise auf diese Schmeicheley erwiedern konnte, war ein freundlicher Dank und die Bitte, gefällig Platz zu nehmen.

Er setzte sich mit vielen Ceremonien, und stellte vorläufig verschiedene Wetterbeobachtungen an, um hiermit den Grundstein eines Gesprächs zu legen, von welchem er nach und nach eine zierliche Brücke hinüber in die anmuthigen Gefilde der Liebe schlagen wollte. Leider trennte ihn von diesem Paradiese ein sehr breiter Strom, und der ungelenke Mann war noch nicht

mit dem ersten Bogen seiner Kommunikationsbrücke fertig, als er einen Störer die Treppe herauf kommen hörte, und an den raschen, über mehrere Stufen zugleich hinweg setzenden Sprüngen seinen Zögling erkannte. Er erschrak, als ob er bey einem Diebstahl ertappt würde, sah sich ängstlich nach einem Zufluchtsort um, und kroch schnell auf allen Vieren unter einen Tisch, der mit einem Vorhange versehen war. Luise glaubte, der weise Mann sey plötzlich ein Narr geworden: denn er sprach, indem er sich so unsichtbar machte, kein Wort, und winkte bloß mit Augen und Händen, ihn nicht zu verrathen.

Wilhelm und sein Sultan traten herein. Dieser witterte, wie der menschenfressende Riese in einem alten Ammenmährchen, den verborgenen Gast, und bellte den Tisch an. „Was steckt denn da hinter dem Vorhange?“ fragte Wilhelm.

„Wahrscheinlich meine Katze,“ — sprach Luise — „die ich dem Herrn Sultan nicht gern in die Rappuse geben möchte.“ — Wilhelm verboth ihm, den Hausfrieden zu stören. Er gehorchte und streckte sich schweigind auf die Dielen; doch seine Augen bewachten mit fester Richtung den Tisch.

Seelenfroh, daß diese Gefahr glücklich überstanden war, untersuchte der Magister den wollenen Vorhang, ob vielleicht eine dienstfertige Motte ein Perspektivchen hinein gearbeitet hätte, und er fand auch wirklich eins, das ihm nach Luisens Nähtisch hin, wo die jungen Leute beysammen saßen, eine vortreffliche Aussicht anboth; doch indem er davon Gebrauch machen wollte, empfand er mit Schrecken einen Kitzel in der Nase, der gewöhnlich das Niesen anzumelden pflegt. — Die Rabbinen fabeln: die ersten Menschen hätten nur Ein Mahl in ihrem Leben genieset, und wären

in demselben Augenblicke, ohne weitere Krankheit, gestorben; allein der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, ihn und überhaupt das ganze Menschengeschlecht mit dieser schnellen und unvorbereiteten Abforderung von der Welt zu verschonen, und aus der Erhörung seiner Bitte sey nach der Zeit der beym Niesen gewöhnliche Glückwunsch entstanden. — Dieser jüdischen Sage erinnerte sich der Magister, als es ihm jetzt in der Nase kribbelte, und er wünschte beynahe, das Patriarchengebet möchte keinen Eingang in den Himmel gefunden haben: denn in diesem bangen Momente schien ihm kaum der Tod so bitter, als ein verrätherisches Niesen, das ihn unvermeidlich mit Spott und Schande bedrohte. Er versuchte jedes mögliche Mittel, diese Explosion zu hintertreiben, und drückte besonders die Nasenflügel fest zu. Alles vergebens! Die Natur ließ sich die

Thür, durch die sie eben gehen wollte, nicht verschließen, sondern drang mit desto stärkerm Brausen hervor; kurz, er nieste herzhaft.

Sultan fuhr bellend auf, und Wilhelm, dem die Eifersucht plötzlich einen Stachel ins Herz bohrte, ließ sich von Luisen, so freundlich sie auch bat, und so böse sie zu werden drohte, nicht abhalten, den Umhang des Tisches zurück zu schlagen. Da kauerte denn der unglückliche Trufelius auf Händen und Füßen, und sah seinen Eleven, dessen grimmiger Hetzhund ihn durchaus wie einen wilden Eber behandeln wollte, mit einem Jammergesichte an, das eben so stark zum Lachen als zum Mitleiden reitzte. Wilhelm fand sich zu jenem bewogen, und gab sich nicht die geringste Mühe, diesen Trieb zu ersticken. „Ey, Herr Professor!" rief er aus: „Ist dieser Katzenwinkel ein schicklicher Schlupfort

für einen Prediger der Wahrheit? — Ich dächte, der sollte noch mehr in Thaten, als in Worten, frey und offen seyn, und sich keine Winkelzüge erlauben! — Auch Luise that unrecht," — fuhr er fort — „daß sie mir auf die Frage, was hinter dem Vorhange stecke, nicht reinen Wein einschenkte. Sie hätte die Pflicht der Wahrheit nicht verletzen, sondern Sie, Herr Magister, nach Kants Lehre, Ihrem Feinde, dem Sultan, ausliefern sollen." —

Die verzweifelte Lage des Verspotteten gab ihm auf Ein Mahl einen ungewöhnlichen Muth. Es muß biegen oder brechen, dachte er, und schoß plötzlich unter seinem niedrigen Dache hervor. „Lachen Sie mich nicht aus, das rath' ich Ihnen!" sprach er mit aller Würde, die er sich geben konnte. „Kennen Sie das Sprichwort: Per risum multum debes cognoscere *stultum?* — Und was reden Sie von Winkelzügen?

Meinen Sie etwa, weil Sie mich in diesem Winkel gefunden haben? — Da verbarg ich mich, um Ihrem jugendlichen Muthwillen keinen Anlaß zu geben, sich an Ihrem alten Lehrer zu versündigen. Uebrigens betrat ich dieß Haus gewiß in edlern Absichten als Sie. Ich wollte lediglich den Herrn Wigand besuchen, dessen Abwesenheit mir nicht bekannt war; aber Sie — heh! was führte denn Sie hierher? — Ich weiß es! — Und komm' ich Ihren bösen Schlichen noch weiter auf die Spur, so sollen's auch Papa und Mama wissen." —

Den letzten großen Trumpf spielte er im Abgehen aus, und Wilhelm gab aus bekannten Gründen klein zu; das heißt: er schwieg.

22.

Der Stubenarrest.

Es war allerdings ein fatales Spiel, daß der Magister immer dieß Daus, das sich nicht stechen ließ, in den Händen hatte. Der junge Frank ärgerte sich verzweifelt darüber, und fand dringend nöthig, die Karten anders zu mischen, um das hohe Trumpfblatt auf seine Seite zu bringen. Er war überzeugt, an seinem Lehrer einen Nebenbuhler zu haben; es kam nur darauf an, ihn in die Falle eines unläugbaren Beweises zu locken. Gelang dieß, so war die Partie von nun an gleich, und man konnte ihn wacker abtrumpfen.

Was that der Schlaukopf? Er schrieb des nächsten Tages, in Luisens Nahmen, diesen Brief:

Mein theuerster Lehrer und Freund,

Der gestrige Vorfall in meiner Wohnung hat mich in die größte Unruhe versetzt. Meine Seele litt mit Ihnen, als Sie der unartige Mensch, der mich in dem Genuß Ihrer angenehmen Gesellschaft störte, mit so frecher Stirne beleidigte. Glauben Sie ja nicht, daß ich ihn liebe, den unbärtigen Wildfang! Ich dulde bloß Ihretwegen seine Zudringlichkeit; denn so bald ich ihn durch unverhehlte Verachtung aufbrächte, müßte ich befürchten, von der Quelle der Weisheit, die wie Honig Ihren Lippen entströmt, durch seine Rache verdrängt zu werden. Der schmerzlichste Verlust, der mich treffen könnte! Und vielleicht auch Ihnen wäre — wenn ich mir nicht zu viel schmeichle — meine gänzliche Entfer-

nung aus dem Schlosse nicht gleichgültig. Irr' ich oder irr' ich nicht? — Die Ruhe meines Herzens hängt von der Auflösung dieses Zweifelsknotens ab. Ich kann die Qualen der Ungewißheit nicht länger ertragen. Prüfen Sie, verehrter Freund, Ihr Gefühl, ob es Ihnen auf meine bange, zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Frage: „Irr' ich oder irr' ich nicht?" Ja oder Nein diktirt! — Hier ist der seltene Fall, daß Nein besser wäre als Ja. Besser? — Wie kam dieses kalte Wort in meine von den wärmsten Empfindungen geleitete Feder? — Ein Nein aus Ihrem Munde, hätte ich sagen sollen, würde mich entzücken, ein Ja — tödten. Aber die wohlthätigste der Feen, die Hoffnung, flüstert mir den Trost zu: daß Ihr Herz, mein Hochverehrter, ein süßes Nein für mich

bereit habe. Täuscht sie mich nicht, so erfreuen Sie mich durch diesen Silberton heut Abend um neun Uhr in meinem Garten. Sie finden die Hinterthür offen und mich allein.

Luise.

Der leichtfertige Briefsteller ahmte Luisens Handschrift mit möglichster Genauigkeit nach, und legte das Billet an einen Ort, wo es der Magister bald finden mußte, und wirklich fand. Er nahm es (ungeachtet es viele Kennzeichen der Unechtheit an sich trug, die einem weltklügern Manne nicht entgangen wären) für gute, baare Münze, und küßte, schwärmend vor Freude, den unterzeichneten Nahmen. Zur Gartenvisite war er um so schneller entschlossen, da ihn Wilhelm durch das Vorgeben: er werde gegen Abend zu einem benachbarten Ritterguts-

besitzer reiten, und erst am folgenden Morgen zurück kehren, sicher gemacht hatte, daß sie einander nicht in den Weg kommen würden.

Er setzte sich unter dem Fenster des lauernden Magisters zu Pferde, und ritt nach der Gegend des Landgutes hin, wo er auch sonst bisweilen zu übernachten pflegte. So bald er aber aus dem Schlosse nicht mehr gesehen werden konnte, lenkte er schnell wieder um, und trabte auf Kreuzwegen zum Förster, der außerhalb des Dorfes Hühnenthal wohnte, und sein Vertrauter war. Hier zog er ein weißes, aus der Garderobe seiner Mutter heimlich weggenommenes Frauenzimmerkleid an, bedeckte das Gesicht mit einem Schleyer, und schlich, so vermummt, in den Garten des Schulmeisters. Er hatte den Schlüssel zur Hinterthür Luisen entwandt, und konnte sich also unbemerkt hinein stehlen.

Mit dem neunten Glockenschlage schlüpf-te der müllerfarbene Korydon, dessen geschnittene Glasknöpfe wie Diamanten im Mondscheine blitzten, durch das offen gelassene Pförtchen. Er blieb am Eingange schüchtern stehen, und sah sich wie ein Hase, der, als ein ungebetener Gast, in einen Kohlgarten zum Schmause ging, und bey dem geringsten Geräusch ein Männchen macht, nach allen Seiten bedenklich um. Da schimmerte ihm aus der grünen Nacht einer fernen Laube der einsame Stern eines schneeweißen Gewandes ins Auge, und ein leises Husten lud ihn ein, näher zu kommen. Er glaubte nun sein Glück bey allen vier Zipfeln zu haben, und schritt muthig vorwärts. Auf dem halben Wege zog er den Hut ab, streckte die Arme weit aus, und lispelte, indem er so mit vollen Segeln in den Hafen der Liebe einzulaufen dachte,

sehr zärtlich: „Nein, holdselige Jungfrau, nein! — Sie haben sich nicht geirrt!“ —

„Das wußt' ich wohl, allerliebster Herr Hofmeister!“ rief Wilhelm mit seiner derben, natürlichen Stimme, und schlug ein wildes Gelächter auf. Trufelius wankte mit Entsetzen zurück. „Kommen Sie,“ — fuhr der Verschleyerte fort, und ging ihm mit ausgebreiteten Armen nach — „kommen Sie, hochgelahrter Herr! Lassen Sie uns einander unsere Schwachheiten gestehen, und als gute Freunde leben!“ —

„Hebe Dich weg von mir, verlarvter Satan!“ schrie der Betrogene, wie ein Zahnbrecher. „Lieber wollt' ich bey Molchen und Schlangen wohnen, als länger der verspottete Lehrer einer solchen Höllenbrut seyn!“ —

„Holla! was gibt's hier?“ — rief eine gewaltige Stimme, und Herr Frank

(der einen Spaziergang durch's Dorf gemacht und den Lärm gehört hatte) trat in die Gartenpforte. Eben wollte Trufelius, blind und taub vor Wuth, hinaus fahren, und rannte seinen Prinzipal beynahe über den Haufen. „Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?" — polterte Dieser, und hob seinen ihm abgestoßenen Hut von der Erde wieder auf — „Sie haben, bey meiner Seele! einen verdammt harten Kopf, Herr Magister!" —

„Bitte tausend Mahl um Verzeihung!" stotterte der Bestürzte, und wollte sich schnell entfernen. Herr Frank hielt ihn am Aermel, und forderte Rede und Antwort, was ihn so in Harnisch gebracht habe. Der gute Magister, dessen Hitze das Schrecken abgekühlt hatte, wand sich wie ein Wurm, und suchte vergebens allerley Ausflüchte. Herr Frank ließ ihn nicht entwischen. Er hatte die Betheu-

rung, nicht länger der Lehrer einer Höllenbrut zu seyn, genau gehört, und deutete sie auf Luisen, weil der Schauplatz in ihrem Garten war, und er seinen Sohn (der auch ihm die Nase des Verreisens aufgeheftet hatte) eine Meile entfernt glaubte. Trufelius wollte das geliebte Mädchen keinem schlimmen Verdachte Preis geben, und eben so wenig den Anstifter des bösen Handels verrathen, der ihn wieder verrathen konnte: er war daher in der größten Verlegenheit, wußte weder aus noch ein, und beschwor den ungestümen Frager, nicht weiter in ihn zu dringen, sondern ihn in Frieden ziehen zu lassen.

Indem er diese Bitte stammelte, hatte Wilhelm den unglücklichen Einfall, sich aus seinem Versteck in der Laube hervor zu wagen. Er drückte sich an der Gartenmauer hin, um in die Wohnung des

Schulmeisters und von da ins Freye zu kommen. Das gelang nicht. Der Vater sah die weiße, schleichende Gestalt, hielt sie für Luisen, vertrat ihr mit raschen Sprüngen den Weg, erhaschte sie auf der Flucht am Gewande, und überschüttete sie mit einem Strome von Scheltworten, die seine Zweifel an Luisens Sittlichkeit sehr kraftvoll ausdrückten.

Wilhelm, der diesen Schimpf keinen Augenblick auf seiner Geliebten sitzen lassen wollte, gab sich schnell zu erkennen. Der Vater staunte, und drang auf eine getreue und aufrichtige Erklärung dieser Maskerade. Der Sohn machte den zweyten unklugen Streich, war zur Unzeit offenherzig, und entdeckte mit lustigen Worten die reine, wahre Geschichte. Er verschwieg nichts, als daß er selbst in Luisen verliebt war. Nach seinen Gedanken sollten die beyden Herren Spaß verstehen,

und aus Herzensgrunde lachen. Wie sehr irrte er sich! Scherz und Höflichkeit waren (wie er aus langer Erfahrung hätte wissen sollen) seinem Vater böhmische Dörfer. Er fuhr dem müllerfarbenen Seladon wie eine Windsbraut auf den Hals, nannte ihn einen alten verbuhlten Hanswurst, einen Verführer der Jugend, und so weiter.

Durch diesen ungerechten Vorwurf empört und zur Nothwehr gezwungen, beichtete Trufelius auf der Stelle alles haarklein, was ihm von Wilhelms und Luisens Liebe bekannt war. Herr Frank riß die Augen weit auf, und meinte: diese Sache sey zu wichtig, als daß sie unter freyem Himmel abgemacht werden könne. Er trieb die Inkulpaten vor sich her ins Schloß, kündigte seinem Sohne Stubenarrest an, und fügte das unangenehme Versprechen hinzu: er solle des folgenden

Tages eine Sentenz erhalten, über die er sich wundern werde.

23.

Der Korb.

Die Aeltern des Verhafteten brachten die halbe Nacht mit geheimen Berathschlagungen zu. Madame Frank war noch mehr als ihr Gemahl über die entdeckte Liebschaft ihres Sohnes bestürzt und bekümmert, weil sie ihm — um ihren Adel wenigstens in der weiblichen Linie fortzupflanzen — ein gewisses Fräulein zur Braut bestimmt hatte, und seine Neigung zu Luisen als einen Strich durch die Rechnung ihres Ehrgeizes betrachtete. Herr

Frank nahm zwar an jenem Vermählungsplane keinen sonderlichen Antheil; doch war es ihm auch nicht gemüthlich, sich zur Verwandschaft mit einer Schulmeistersfamilie herab zu lassen. In seiner Sphäre wollte er bleiben. Er war der Sohn eines Banquiers, und verlangte daher, daß seine künftige Schnur wenigstens die Tochter eines angesehenen Kaufherrn oder eines andern Mannes von gleichem Schlage seyn sollte. Im übrigen schien ihm Wilhelms Liebeshandel nicht so wichtig und bedenklich als seiner Frau. Gewohnt, überall mit Gewalt durchzugreifen, hielt er's in seinen Gedanken für eine leichte Sache, das Band der jungen Herzen, wie ein Spinnengewebe, zu zerreißen. Dessen ungeachtet machte er gegen seine Gattin viel Aufhebens davon, um sie mit einer gewissen Art von Vorwürfen peinigen zu können.

An allem Unheil — sprach er — sey die verdammte Gelehrsamkeit Schuld, die man, Trotz seiner Warnung, dem Jungen habe eintrichtern wollen. In den Privatstunden beym Schulmeister habe sich die vertraute Freundschaft mit Luisen entsponnen; in der Informatorstube sey der Liebesfaden fortgedrillt worden. Wilhelm habe sich sonst in Worten und Werken der Wahrheit befleißigt, und erst aus den heillosen Büchern so schlimme Finten und Kniffe gelernt, daß er nun lüge, falsche Briefe schreibe, seiner Mutter Kleider entwende, und sie anziehe, um damit zu betriegen. So hänge die Kette von Ränken zusammen; das erste Glied sey die Schulfüchserey; das letzte die Kopfnuß, die ihm der eiserne Hirnkasten des Magisters mitgetheilt habe. —

„Ach, leider wird sie nicht das letzte seyn!" seufzte Madam Frank. „Ich sehe

noch eine lange Reihe von Verdruß und Kränkungen voraus!" —

O, ich werde wenig Federlesens machen!" rief ihr Eheherr, nachdem er sie sattsam geängstet hatte. „Das junge Volk muß aus einander! — Ich wollte lieber einen Hut voll Flöhe hüthen, als ein Paar Verliebte an Einem Orte. — Laß nur mich schalten! Der Schulmeister schafft entweder binnen vier und zwanzig Stunden sein Mädel aus dem Hause oder wir unsern Buben; dann ist die Geschichte vorbey!" —

Am Morgen des folgenden Tages fing die Untersuchung damit an, daß Trufelius ins Verhör gefordert wurde. Er mußte seine Aussage (die ihm schon tausend Mahl leid gethan und eine schlaflose Nacht verursacht hatte) ausführlich wiederhohlen. Hierauf eröffnete ihm Herr Frank, daß man seiner Person in Hühnenthal nicht

weiter bedürfe, und zählte ihm, weil keine Dienstaufkündigung voran gegangen war, den Gehalt eines halben Jahres auf den Tisch. Am Ende las er ihm scharf die Epistel, und sagte ihm mit Ungestüm ins Gesicht: die Liebeley eines Lehrers mit seiner Schülerin sey eine nichtswürdige Handlung.

Tief gekränkt, bat der ehrliche Trufelius muthig genug, ihn mit diesem grundlosen Vorwurf zu verschonen. Er könne nicht läugnen, fuhr er fort, daß Jungfer Wigand die ersten Empfindungen der Liebe gegen das andere Geschlecht bey ihm erweckt habe; aber nie sey ein Gedanke in ihm aufgestiegen, sie zur kleinsten Abweichung von dem Pfade der Unschuld zu verleiten; er habe sich bloß das Glück geträumt, ein Predigtamt zu erhalten, und sie zu seiner ehelichen Hausfrau zu wählen.

„Alle Wetter! das ist ein gescheidter

Einfall!" rief Herr Frank. „So käme die Dirne mit Ehren unter die Haube, und mein Sohn müßte sich bequemen, sie zu vergessen. — Wenn ich doch das Ding eher gewußt hätte! Es wäre mir ein Kleines gewesen, Ihnen zur Pfarre in Steindorf zu verhelfen, die der Kammerjunker Wardau als Kirchenpatron zu vergeben hat. Wir stehen mit einander in Verhältnissen, daß er mir so leicht nichts abschlagen kann; aber der Markt ist gewiß schon versäumt. Der Kammerjunker konnte sich seit den vierzehn Tagen oder drey Wochen, die der alte Pfarrer unter der Erde liegt, vor Bittschriften kaum retten, und hat wahrscheinlich die Stelle bereits versagt, um sich nicht länger deßhalb bombardiren zu lassen. — Nun, das wollen wir bald erfahren! Er speis't diesen Mittag bey mir; ich spreche mit ihm über die Sache, und hat er noch freye

Hand, so bürg' ich Ihnen nicht nur für den Dienst, sondern ich selbst will bey Wigands Ihr Freywerber seyn, und Sie sollen, auf mein Wort! die Pfarre mit der Quarre bekommen." —

Der Magister hätte seinem Gönner zu Füßen fallen mögen, so entzückt war er über dieses Versprechen. Herr Frank beschloß hierauf, alles weitere Verfahren gegen seinen Sohn und dessen Mitschuldige bis nach der Unterredung mit dem Steindorfer Kirchenpatron auszusetzen. Um jedoch indessen das Zusammentreffen und Berathschlagen der jungen Leute zu verhindern, mußte Trufelius Luisen melden lassen: er werde heute, wegen einer ihm zugestoßenen Unpäßlichkeit, keine Lehrstunden geben.

Glücklicher Weise hatte der Kammerjunker seine Pfarre noch nicht wieder besetzt, und erklärte sich auf Herrn Franks

erstes Wort bereit, sie dem verabschiedeten Hauslehrer zu übertragen. Wilhelms Vater war nun lustig und guter Dinge, und becherte mit seinem gefälligen Gast bis spät in die Nacht.

In der Frühe des folgenden Tages ward Wigand aufs Schloß berufen, sehr freundlich empfangen, ein Mahl über das andere Herr Wachmeister genannt, mit spanischem Sekt traktirt, und ihm der Heirathsantrag des künftigen Pastors in Steindorf bekannt gemacht. Seine Augen hatten sich schon bey den ausgeworfenen Bestechungsnetzen sehr erweitert; jetzt wuchsen sie noch mehr; doch war er sogleich zu der Antwort entschlossen: er für seine Person habe nichts gegen die angebothene Ehre, und seine Frau wahrscheinlich eben so wenig; sie würden beyde die Entscheidung dieser wichtigen Sache dem freyen Willen ihrer Tochter überlassen.

Deren Befragung hielt der Brautwerber für unnöthig. „Ey! wie so?“ versetzte ihr Vater. „Sie ist gerade die Hauptperson bey der Geschichte!“ — Er erbat sich drey Ueberlegungstage für sie, und eilte nach Hause.

Luise bedurfte keiner Bedenkzeit. Sie war in der ersten Minute, da sie von der Anwerbung ihres geistlichen Verehrers Nachricht erhielt, mit dem vollständigsten Korbe für ihn fertig. Den trug ihr Vater, weil er ihn nicht drey Tage lang in seiner Verwahrung behalten wollte, funkelneu aufs Schloß.

Der Gutsherr nahm ihn mit Verdruß in Empfang. „Ich weiß wohl,“ fuhr er auf, „warum Mamsell Luise den wackern Trufelius ausschlägt! Mein Sohn steckt ihr im Köpfchen — sie denkt, meine Schwiegertochter zu werden! — Aber dieß Luftschloß mag sie nur ja nicht weiter bauen; das ist vergebens!“ —

Wigand antwortete bescheiden: er höre ganz neue Dinge, über die er außerordentlich erstaune. Indeß glaube er noch nicht, daß sich seine verständige Tochter mit ihren Wünschen und Hoffnungen so hoch verstiegen habe, als man ihr nachsage. Er werde sie darüber zur Rede stellen, und sie, nöthigen Falls, in die Gränzen ihres Standes zurück weisen.

„Das ist nicht genug!“ fiel Herr Frank brausend ein: „Das schafft mir keine Ruhe! — Er muß ernsthafter zu Werke gehen, mein Freund! Er muß Seine Tochter zwingen, den Pastor zu heirathen!“ —

Wigand nahm sich zusammen, und bekämpfte seinen aufstrebenden Zorn. „Wer ist der Er, der seine Tochter zwingen muß?“ — fragte er in einem ruhigen, aber nachdrücklichen Tone.

Herr Frank lachte bitter. „Wer an-

ders, als der Schulmeister in Hühnenthal, der vor mir steht?" —

„Also mich meinen Sie?" sprach der doppelt Beleidigte. „Es war nöthig, daß Sie mir das erklärten; denn das Er Ihrer Anrede machte mich irre. Als ich noch dienstleistender Wachmeister war, nannten mich höfliche Stabsofficiere — Sie. Drum mußte mich wohl das Er aus dem Munde eines Mannes befremden, der es nicht weiter als zum Standartenjunker und Titular-Kornett gebracht hat." —

„Das sind Nebendinge!" brummte Herr Frank. „Wir wollen von der Hauptsache sprechen." —

„Also davon, daß ich meine Tochter zu einer Heirath zwingen soll, gegen die sie die entschiedendste Abneigung hat? — Ist das Ihr Ernst? Können Sie mir eine solche unvernünftige Handlung zumuthen?" —

„Grillen! — neumodische Grillen! — Kinder wissen nicht, was zu ihrem Heil dient; die Aeltern müssen für sie denken und sorgen.“ —

Kopfschüttelnd bat Wigand, über dieses Kapitel weiter kein Wort zu verschwenden; denn er sey unerschütterlich entschlossen, seine Tochter nicht mit Gewalt ins Ehejoch zu spannen.

„Nach Belieben!“ versetzte Jener. „So muß sie wenigstens entfernt, muß auf einige Zeit an einem andern Orte untergebracht werden, bis sich mein Sohn das Getändel mit ihr aus dem Sinne geschlagen hat.“ —

Wigand antwortete: seine Tochter habe durch kein Verbrechen ein Verweisungsurtheil verdient; und wenn er auch, ohne sich durch ein gebiethrisches M u ß dazu verbunden zu achten, aus freyer Entschließung nachgeben wollte, so wisse er doch

keinen Ort, wo sie so gut, als im Hause ihrer Aeltern, aufgehoben sey. Er werde sich also — es komme wozu es wolle — von seinem Kinde nicht trennen.

Hiermit ging er, unbekümmert über die ihm nachschallende Drohung: daß er über lang oder kurz seinen Starrsinn bereuen werde.

24.

Die Versöhnung.

Luisens Vater kam etwas unmuthig nach Hause, und hielt ihr die Neuigkeiten vor, die er im Schlosse gehört hatte. Ein flüchtiges Roth ergoß sich über ihr Gesicht; doch das gute Gewissen der Unschuld

sprach aus ihrem ruhigen Auge, und sie gestand offenherzig: daß sie den jungen Frank liebe und von ihm geliebt werde; doch vom Heirathen sey nie unter ihnen die Rede gewesen. Sie wolle, setzte sie hinzu, dem Umgang mit ihm entsagen, um ihn nicht mit seinen Aeltern zu entzweyen; aber ihn vergessen und einen Andern lieben könne sie nimmer.

„Das Letztere bleibt billig der Zeit überlassen;" sprach der Vater. „Uebrigens hast Du wie ein vernünftiges Mädchen gesprochen. Ich bin nun ruhig, und der Bär im Schlosse brumme, wie er will!" —

Dort war guter Rath theuer. Wilhelm befand sich noch im Arrest; der Vater hatte seit dem vorigen Abend nicht mit ihm gesprochen. Die Mutter besuchte ihn, und sparte weder Bitten noch Thränen, um ihn von Luisen abwendig zu

machen; aber sie kam ohne Trost zurück. „Nun will ich gegen ihn Sturm laufen!“ sagte der Vater. „Hilft das nicht, so mag ich den ungehorsamen Burschen nicht länger vor Augen sehn; er muß stracks aus dem Hause!“ —

Der Arrestant ward gehohlt. Herr Frank that sich Anfangs, von seiner Frau um Mäßigung ersucht, große Gewalt an, begann mit ziemlicher Gelassenheit, und erboth sich zu einem General-Pardon aller vorgefallenen Streiche und Verletzungen der Wahrheit, wenn Wilhelm feyerlich angelobte, sich von Luisen ganz los zu reißen, und nie wieder ein Wort mit ihr zu sprechen.

„Du verlangst zu viel, Vater!“ antwortete der Jüngling mit einem sanften, bittenden Tone. „Ich kann dieß Angelöbniß nicht leisten.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe das Mädchen, lieb' es mehr als mein Leben." —

„Schwärmerey — Romanensprache — nichts weiter!"

„Glaub das nicht! Ich bin kein Papagey, der fremde Worte nachplaudert. Was ich sagte, floß aus meinem Herzen."

„Herz! — Wieder ein Romanenblümchen! — Das Herz des Sohnes muß schweigen vor der Stimme des Vaters!" —

„Kannst Du dem Sturm gebiethen, nicht zu brausen? Kannst Du dem Donner befehlen, nicht über Deinem Haupte zu rollen?" —

„Leerer, sinnloser Bombast! — Was gehn mich Sturm und Donner an? — Mit Dir sprech' ich, von Dir verlang' ich Gehorsam!" —

„Den hab' ich Dir nie verweigert.

Ich befolgte jeden Deiner Winke. Aber Du fordertest auch nie etwas Unmögliches von mir.“

„Ist denn das jetzt der Fall? Ich dächte, es wär' eben keine Wunderthat, die Bekanntschaft mit einem unbedeutenden Mädchen, einer Schulhalterstochter, abzubrechen!“

„Das denkst Du wohl, weil Du das Mädchen nicht liebst! Du bist freylich ein bejahrter Mann, Dein Gefühl ist erstorben —“

„Unverschämter Naseweis! Diese grobe Beleidigung sagst Du mir ins Gesicht?“

„Ich bitte Dich, Vater, wie kannst Du eine Wahrheit so übel aufnehmen, und Dich darüber ereifern? Hast Du mich nicht von Jugend auf gelehrt, und mir sogar mit Schlägen eingeprägt, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit zu reden?“ —

„Aber mit mir — Deinem leiblichen Vater —"

„Ohne-Ausnahme, ohne Ansehen der Person! — Das waren hundert Mahl Deine eigenen Worte."

„Schweig! Ich bin's überdrüßig, mit Dir länger zu kapituliren. Erkläre Dich kurz: ob Du Dich von Deiner bettelhaften Dulcinee lossagen willst oder nicht!"

„Deine Ausdrücke sind sehr hart, und machen's mir in der That schwer, mich in den Schranken der Achtung zu halten, die ich Dir als Vater schuldig bin." —

„Zur Sache!"

„Darüber hab' ich mich schon unwiderruflich erklärt. Ich kann von dem Mädchen nicht lassen." —

„Nun, so lass' ich von Dir, und stoße Dich, zur Strafe Deines Ungehorsams, noch heut aus dem Hause!" —

„Haus und Hof ist Dein! Ich muß

Dein Gebieth meiden, wenn Du befiehlst. Aber mein Herz ist mein Eigenthum; darüber darfst Du nicht schalten!" —

Mir aus den Augen, Bösewicht!" — schrie Herr Frank, mit wildem Blick und geballter Faust. — „Geh, und erwart' in Deinem Zimmer, was ich über Dich beschließen werde!" —

Schweigend und mit gelassenen Schritten ging Wilhelm ab.

„Der Taugenichts!" rief der Vater, und wandte sich zu seiner Frau, die eine stumme Zeugin dieses Auftritts gewesen war. „Sieh, das ist Dein Goldsohn, Dein Augapfel! Wie gefiel er Dir jetzt?" —

„Er betrug sich allerdings etwas unartig;" — antwortete sie — „aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Art und Weise, wie Du ihn erzogst, die Grundlage seines Starrsinns

und seiner kecken Freymüthigkeit ist. Bat ich Dich, zum Beyspiel, nicht oft, ihm das allzu vertrauliche Du gegen uns Aeltern nicht zu gestatten? — Du achtetest nie meiner Warnung vor dieser Unanständigkeit; doch jetzt werden Dir wohl eben so, wie mir, die Ohren davon weh gethan haben. — Sich Du nennen, sagt ein bekannter Schriftsteller, heißt die Achtung verwahrlosen.“ —

„Schriftsteller hin, Schriftsteller her! Komm mir ums Himmels willen mit diesen Leuten nicht angezogen, da mir das Blut schon genug in den Adern kocht! — Jetzt ist zu überlegen, was wir mit dem ungerathenen Buben anfangen, wohin wir ihn schicken. Nur von dem Wohin sey die Rede! Denn im Hause darf er nicht bleiben; das ist so gewiß, als ich lebe! Ueber diesen Punkt verlier' also kein unnützes Wort!“ —

Madame Frank fügte sich leichter, als zu erwarten war, in die Trennung von ihrem Sohne. Seine Entfernung, sagte sie, sey ohne Zweifel das wirksamste Mittel, ein entehrendes Band zu zerreißen, und ein besseres zu knüpfen. Sie dachte dabey an das Fräulein von Alfanz, die Tochter eines reichen Finanzraths, die sie zu Wilhelms Braut erkoren hatte.

Diese Familie wohnte in der Hauptstadt. Madame Frank schlug deßhalb vor, den jungen Starrkopf geraden Weges dahin zu verweisen, weil der Anblick neuer Gegenstände, und besonders der Liebreitz feiner und gebildeter Damen, ihm sein ländliches Mädchen — das er nur aus Unbekanntschaft mit der schönern Welt angenehm gefunden habe — bald aus dem Kopfe verdrängen würden.

„Mit Schaden wird man klug!“ versetzte Herr Frank. „Die kleine Hexe hät-

te sich gar nicht so tief bey ihm eingenistet, wenn vor drey oder vier Jahren des Onkels Rath, den Wildfang in der Residenz erziehen zu lassen, angenommen worden wäre. Indessen ist das Mädel heran gewachsen, und leider so hübsch geworden, daß sich alle Stadtdamen — die wenigstens ich gesehen habe — vor ihr verstecken müssen. — Damahls hatte sie die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, und zwischen ihr und Wilhelmen bestand nur eine bloße Spielfreundschaft: aber da wollte sich Madame von ihrem Herzblatt nicht trennen. Nun sehn wir die Früchte davon!" —

„Schilt nicht, lieber Mann! Bis jetzt ist noch wenig verdorben. Ich verlasse mich auf das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!" —

„O, daran ist bey einem jungen Romanhelden, dem die Liebe das Gehirn verbrannt

brannt hat, nicht zu denken! Zum Unglück steht auch der General jetzt im Felde, und der Himmel weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Wer soll indessen den Thunichtgut unter Aufsicht nehmen und in Zucht halten, wie der Onkel gekonnt hätte?"

Madame Frank räumte diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege. „Der Finanzrath Alfanz" — sagte sie — „hat ein großes, weitläufiges Haus, das man einen Pallast nennen kann, und er thut uns sicher den Gefallen, unserm Sohne ein Zimmer darin einzuräumen. So wird er gleichsam ein Glied dieser angesehenen Familie, und muß sich, von ihr beobachtet, sittlich und anständig betragen." —

„Rechne doch nicht auf den schwachköpfigen Alfanz!" erwiederte Herr Frank. „Der steht ja unter dem ehelichen Pantoffel!"

„Was schadet das?“ versetzte sie. „Ich schreib' an die Eignerin des Pantoffels, und bürge dafür, sie unsern Wünschen geneigt zu machen.“ —

Herr Frank war nun alles zufrieden, da er sich der befürchteten Beschwerlichkeit eines Briefwechsels mit dem Herrn von Alfanz überhoben sah. Er ordnete an, daß Wilhelm schon den folgenden Tag abreisen, diese Resolution aber nicht eher, als in der Stunde des Scheidens, erfahren solle, damit er nicht vorher aus seinem Arrest entwische, und sich mit Luisen bespreche.

Magister Trufelius fuhr am besten bey der Geschichte. Er kam zu einer Pfarre, er wußte nicht wie. Diesen guten Bissen hätte er beynahe wieder aus dem Munde verloren; denn Herr Frank wollte die ganze Sache rückgängig machen, weil er dadurch die Korbflechterin aus seinem

Dorfe nicht los ward, und es ihm nun, da diese Hoffnung in den Brunnen gefallen war, schwer ankam, dem Steindorfer Kirchherrn einige Gegengefälligkeiten, die er sich ausbedungen hatte, zu leisten. Er äußerte aber kaum diesen Vorsatz, da trat Wilhelms gutherzige Mutter als Schutzgeist des brodlosen Kandidaten auf, und bat dringend, ihm seine Versorgung zu gönnen. „Es ist so süß, so göttlich," sagte sie, „einem Hülflosen die Hand zu reichen, und der Schöpfer seiner Wohlfahrt zu werden!" — Ihr Gatte gab nach; Trufelius ward gerufen, und ihm sein Glück bekannt gemacht.

Wenn ein Stiefsohn Fortunens, der ohne sichern Unterhalt, wie die Vögel unter dem Himmel, nur von einem Tage zum andern lebte, mit Einem Mahl unter ein bequemes, ruhiges Dach und in den Genuß eines festen Einkommens ver-

setzt wird: so fühlt er sich wie neu geboren, und seine Freude ist so natürlich, daß sie keiner Beschreibung bedarf. Daher kein Wort über die fast drolligen Ausbrüche derselben bey unserm Magister! Madame Frank ergötzte sich an der Flamme des Vergnügens, die aus seinen Augen loderte; aber ihr hastiger Mann stürzte schnell Luisens Korb, als Dämpfer, darüber.

Trufelius erschrak, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel, und seufzte: „Dort werden die Ehen geschlossen! — Es sollte nicht seyn! — Ich fasse mich in christlicher Geduld.“ — Daran that er sehr wohl. Madame Frank vollendete seine Beruhigung durch den Trost: es gebe mehr liebenswürdige Mädchen in der Welt, die gegen die Anwerbung Sr. Wohlehrwürden nicht gleichgültig seyn würden.

Er konnte sich den Triumph nicht ver-

sagen, in Wilhelms Zimmer zu gehen, und ihm die glückliche Veränderung seiner Lage zu melden. „Sie dachten, es übel mit mir zu machen;" sprach er: „aber die Vorsehung hat's gut gemacht. Ich bin durch den Possen, den Sie mir spielten, Pfarrer in Steindorf geworden." —

Der Jüngling stutzte, und forschte nach dem Gange der Sache, die ihm noch neu war. Trufelius erzählte ihm alles ganz aufrichtig. Wilhelm freute sich über Luisens Treue und ihres Vaters standhaftes Benehmen, und wünschte nun dem Magister aus vollem Herzen Glück und Segen zu seiner Beförderung. „Verzeihen Sie," — fuhr er fort, und both ihm die Hand — „verzeihen Sie mir alle Muthwilligkeiten, die ich gegen Sie ausübte. Ich betheure, sie kamen aus keinem bösen Gemüth, und ich werd' Ihnen in Zukunft bey jeder Gelegenheit beweisen,

daß ich Ihr wahrer Freund bin.“ — So schieden sie, völlig ausgesöhnt, von einander.

Auch wir scheiden nun von dem ehrsamen Trufelius, mit dem wir vor der Hand nichts weiter zu schaffen haben. Er hielt sich bis zum Antritt seines Amtes in Hühnenthal auf, und machte, auf Herrn Franks Anstiften, noch einige Versuche, Luisen zu erobern. Sie trugen ihm aber nichts, als eine neue und verbesserte Auflage des schon empfangenen Korbes ein. Er grämte sich wenig darüber, da er sie nicht aus eigenem Antrieb unternommen hatte. Ihm lag jetzt mehr an der Pfarre, als an der Quarre. Dieser sprichwörtliche Ausdruck, den wir dem Herrn Frank abborgen, war überhaupt auf die sanfte Luise nicht anwendbar, da er ein immer unzufriedenes Brummeisen bedeutet. Doch eine Quarre fand sich, als Trufelius die Pfarre bezog.

Er machte mit der Witwe seines Vorfahrs Bekanntschaft, und ehelichte sie, nach Verfluß des Trauerjahres, mit der Zugabe einiger Stiefkinder, ungeachtet das alte Mamachen gegen Luisen eine Hexe von Endor war. Aber sie besaß alles, was zu einer vollkommen eingerichteten Wirthschaft gehört, und war über dieß eine vortreffliche Köchin. Beydes behagte dem Herrn Pastor, der sich an Bequemlichkeit und gute Kost in Hühnenthal gewöhnt hatte. Freylich mußten seine Ohren das Hausgeräth und die aufgetischten Leckerbissen theuer bezahlen, und vom Morgen bis an den Abend seinen mürrischen Eheschatz quarren hören. Er ertrug das mit Hiobs Geduld, und ward es allmählich so gewohnt, wie ein Mahlmüller das Getöse seiner Mühle.

25.

Der Abschied.

Herr Frank hatte zwar (wie sich der Leser aus dem vorigen Kapitel erinnern wird) streng anbefohlen, daß Wilhelmen der nahe Zeitpunkt seiner Verweisung für jetzt noch ein Geheimniß bleiben sollte: allein das Herz der zärtlichen Mutter vermochte nicht, dieses harte Geboth zu befolgen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen des Tages ermüdet, nach Tisch ein Schläfchen machte, zu ihrem geliebten Sohne, und entdeckte ihm mit innigster Wehmuth, daß die nächste Nacht seine letzte in Hühnenthal sey.

Er fuhr ein wenig zusammen. Sein erster Gedanke war Luise. Doch er faßte sich schnell, nahm eine gleichgültige Miene

an, und antwortete mit scheinbarer Ruhe: es sey recht gut, daß er aus dem Hause weg komme; denn er und der Vater taugten nicht mehr zusammen.

„So scheint es, leider!" entgegnete die Mutter. „Wer Recht oder Unrecht hat, will ich hier nicht untersuchen: so viel ist aber gewiß, daß in Streitigkeiten zwischen Aeltern und Kindern den Letztern das Nachgeben geziemt. Sey also ein guter Sohn, und füge Dich nach unsern Wünschen, damit der entflohne Friede dieses Hauses zurück kehre!" —

„Mutter, das ist unmöglich! — Den hat der rauhe Sinn des Vaters auf immer verscheucht! — Behandelt er mich nicht, als wär' ich noch der kindische Knabe, den er zum Ritter der Wahrheit schlug? — Das kann ich jetzt, in meinem ein und zwanzigsten Jahre, nicht länger ertragen. Drum laß mich ziehn! — Aber

ich bitte Dich, liebe Mutter, täusche Dich nicht mit der Hoffnung, daß mein Aufenthalt in der Stadt Deinen Heirathsplan befördern werde. Ich bin zum Ehestande noch viel zu jung; und über dieß weißt Du, wer Sitz und Stimme in meinem Herzen hat, und es so ganz erfüllt, daß kein anderes Mädchen darin Platz finden kann.“ —

Die Mutter hatte sich schon bey der frühern Unterredung über diesen Punkt völlig ausgesprochen, und erwiederte jetzt bloß: „Die Zeit wird hoffentlich Deine Gesinnungen ändern. Mich aber schmerzt es tief, daß es meinem Sohne, den ich über alles liebe, so leicht wird, mich zu verlassen.“ —

Wilhelm betheuerte mit Wärme das Gegentheil, und er heuchelte nicht. Sie umarmte ihn zärtlich, und ging in ihr Zimmer, um seine Aufnahme im Hause

des Herrn von Alfanz schriftlich vorzubereiten.

Indessen ahnte Luise nicht, was in der herrschaftlichen Burg auf dem Tapete war. Sie vermuthete zwar, daß die Schule dort auf immer geschlossen sey, und es war ihr selbst die Lust vergangen, ihrem abgewiesenen Freyer ferner Lehre und Unterricht zu verdanken: aber die Möglichkeit, daß Wilhelm ihretwegen aus seinem Vaterhause verstoßen werden könnte, fiel ihr nicht ein. Es erschreckte sie daher wie ein Donnerschlag, als er am Abend, da sie eben mit ihren Aeltern von ihm sprach, ganz athemlos in die Stube trat, und mit wenigen schnellen Worten seine Abreise bekannt machte. „Fasse Dich, gutes Mädchen,“ — fuhr er fort — „und sage mir, zu meiner Beruhigung in der Ferne, wie unsere Herzen mit einander stehen! — Liebst Du mich so wahr

und treu, als ich Dich liebe? Und willst Du einst meine Gattin werden?" —

Betäubt von der Schreckensnachricht, war sie an seine Brust gesunken, und konnte nicht antworten. Dafür sprach Wigand ein lautes, väterliches Wort. „Das ist nicht fein, junger Herr!" hob er an. „Sie setzen dem Mädchen leere, wenigstens weit aussehende Dinge in den Kopf! Ich zweifle gar nicht, daß Sie's redlich meinen: aber was hilft das? Sie sind nicht Ihr eigener Herr! Sie stehn unter der Gewalt eines unbiegsamen Vaters!" —

„Diese Fesseln will ich bald abschütteln!" antwortete Wilhelm. „Er denkt, mich zu strafen, indem er mich in die Residenz schickt; ich geh' aber mit Freuden dahin, um mir dort nützliche Kenntnisse zu erwerben, und mich von ihm und seinen Launen unabhängig zu machen. —

Drum weine nicht, liebes Mädchen! Ich verliere Dich nur eine kurze Zeit, um Dich auf ewig zu gewinnen. — Mein Vater enterbe mich dann, und verschenke sein Gut; ich werde dennoch in Deinen Armen zufrieden und glücklich seyn!" —

„Ihr Vorsatz ist brav!" sagte Wigand. „Bilden Sie sich durch Fleiß und Thätigkeit zu einem selbstständigen Manne, der sich mit eigener Kraft seine Bahn durch die Welt bricht!" —

„Bey Gott! das werd' ich! Aber nicht ohne Dich, meine Luise! — Sprich, willst Du mich auf den Blumen- oder Dornenwegen meines Lebens begleiten?" —

„Treu bis in den Tod!" antwortete sie mit sanftem Feuer, und umarmte ihn.

„Nun sind wir unzertrennlich!" rief er aus. „Nun vermag keine menschliche Gewalt, das feste Band unserer Herzen zu zerreißen, und den Fels unserer Liebe

zu erschüttern. — Versucht man etwa in der Folge, Dich durch falsche Gerüchte zu täuschen — sprengt man vielleicht aus: ich hätte Liebschaften in der Stadt — würde dieß oder jenes Frauenzimmer heirathen, und dergleichen: so glaube nichts, durchaus nichts! Eher werden die Ströme ihren Lauf rückwärts nehmen, und die Sonne bey Nacht scheinen, eh' ich mich der kleinsten Untreue gegen Dich schuldig mache!" —

Luise fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, als er jetzt, vom Schmerz der Trennung durchschauert, stammelnd Abschied nahm, und fort stürzte. Er kam unvermißt ins Schloß zurück, ehe seine Aeltern ihre Piketpartie zu Ende gespielt hatten, mit der sie sich täglich nach dem Abendessen so eifrig beschäftigten, daß sie die unangenehmsten häuslichen Vorfälle darüber vergaßen.

Der Brief an die Frau von Alfanz war geschrieben, und der Mantelsack des Reisenden gepackt. „Er soll reiten!“ hatte der Vater gesagt. „Ich will mir, seiner Bequemlichkeit wegen, keinen Wagen ruiniren. Auch mag ich ihn nicht mehr sehn. Ich gehe morgen mit Anbruch des Tages auf die Jagd, und eh' ich aus dem Walde zurück komme, muß er fort seyn, sonst geb' ich ihm das Geleit mit der Hetzpeitsche!“ —

Diesen väterlichen Segen wartete Wilhelm nicht ab. Er ritt früh genug, nach einem betrübten Abschiede von seiner Mutter, — den sie durch eine schwere Goldbörse etwas zu erleichtern suchte — zum Thore hinaus, und blickte nach dem rothen Dache des Schulhauses so lange zurück, als er noch in weiter Ferne die Spitze des Schorsteins erspähen konnte. „Hat der Herr was verloren?“ fragte

in aller Unschuld sein Begleiter, ein vierschrötiger Bauer, dem man einen Hut mit grünen, rothen und gelben Federn auf den dicken, struppigen Kopf gedrückt hatte, um den ehrlichen Hans Michel zu einem stattlichen Reitknecht zu stempeln. Er bekam auf seine wiederhohlten Fragen keine Antwort, und machte im Stillen seine Glossen darüber.

26.

Die Hasenjagd.

Wilhelm that vier starke Tagereisen, ohne daß ihm ein bedeutendes Abenteuer aufstieß. Er langte wohlbehalten vor den

Thoren

Thoren der Hauptstadt an. Es war ein heiterer Sommertag; ein bunter Menschenstrom ergoß sich aus hundert Gassen, um außerhalb der Mauern im Grünen zu lustwandeln, und der lieblichen Abendkühle zu genießen. Wilhelm und Michel hatten so wenig als ihre Rosse jemahls eine große Stadt gesehen; mancher alltägliche Anblick war ein Wunder vor ihren Augen. Die Pferde spitzten die Ohren, und scheuten sich bald vor einem Sonnenschirm, bald vor einem in der Luft flatternden Schleyer; Michel ließ vor Erstaunen über eine sechsspännige Kutsche den Zügel aus der Hand fallen, und sperrte den Mund weit auf, als ob er im Schlaraffenlande sey, und den Einflug gebratner Tauben erwarte; nur Wilhelm beobachtete den Anstand, gaffte weder rechts noch links, sondern sah, wie ein alter, weltkluger Mann, der in solchem

Getümmel zu leben gewohnt ist, kalt und ernsthaft vor sich hin.

Eine Rotte muthwilliger Gelbschnäbel — die am Thore, durch das er einziehen wollte, über die Spaziergänger Musterung hielt, und ihre Augen zum Theil mit Brillen gewaffnet hatte — witterte dennoch das Dorf an ihm aus, und war gleich bey der Hand, ihn in die Klopfe zu nehmen. „Ey, seht doch!" — rief ein unbärtiger Fant mit einer fatalen, quäkenden Stimme — „da kommt Junker Don Quixotte mit seinem ehrsamen Knappen Sancho Pansa!" — Die übrigen Laffen begleiteten diesen nagelneuen Einfall mit einem unbändigen Gelächter, stellten sich frech dem Reiter in den Weg, und höhnten ihn mit tiefen Reverenzen. „Was soll der Narrenspaß?" rief er entrüstet, und ritt ihnen scharf auf den Leib. Sie erschraken über die unerwarteten Kaprio-

len seines Gauls, und flohn wie eine Heerde furchtsamer Schafe, die der Hirtenhund hetzt. Wilhelm jagte sie eine Strecke vor sich her; sein Pferd zertrat einige kostbare Brillen, die beym Reißaus verloren gingen; die Schildwachen am Thore lachten und riefen ihm Beyfall zu, und er hielt nun, ohne weiter beunruhigt zu werden, seinen Einzug in die Stadt, wo er vorläufig in einem Gasthofe abstieg.

„Aber, gestrenger Herr,“ — sprach hier Michel in einem verweisenden Tone — „Sie hätten doch gegen die armen, gebrechlichen Leute am Thore nicht so das Rauche heraus kehren sollen! Es ist ja Unglücks genug, wenn Gott einen blutjungen Christenmenschen mit Blindheit gestraft hat, daß er so wenig, als mein achtzigjähriger Großvater, ohne Brille Weg und Steg finden kann.“ —

„Spare Dein Mitleiden, guter Hans!“

antwortete Wilhelm lachend. „Diese Bursche sehn so scharf als wir; man hält's aber heutigen Tages für vornehm, sich blind zu stellen.“ —

„Nee, ist's möglich?“ rief der Bauer. „Nu, Gott erhalte mir meine gesunden Augen und meinen gesunden Verstand bis an mein sel'ges Ende!“ —

27.

Amors Unglück.

Am folgenden Tage suchte Wilhelm die Frau von Alfanz auf, um das mütterliche Empfehlungsschreiben abzugeben. Es war Mittags gegen zwölf Uhr, als er ihr Haus erfragte, und von dem Thürsteher,

nach einem kleinen Examen, eingelassen wurde. Man wies ihn in einen Vorsaal, wo er ein halbes Dutzend Livreebedienten fand, die ihn dummdreist anglotzten, und seinen Gruß nicht erwiederten, ungeachtet sie bloß Gähnaffen feil hatten, und nicht durch das geringste Geschäft behindert wurden, höflich zu seyn.

Er bat um Anmeldung bey der gnädigen Frau. Einer der Bortenröcke zog ihm mit unmanierlicher Hastigkeit den Brief aus der Hand, und gab ihn, als er die Aufschrift mit Naserümpfen gelesen hatte, mit dem Bescheide: „Wird nicht angenommen!" — sogleich wieder zurück. Wilhelm fragte nach der Ursache. „Wegen Ermangelung der gehörigen Titulatur," war die Antwort. „Der vormahlige Herr Finanzrath von Alfanz sind vor drey Tagen zum Geheimen Rath erhoben worden, haben Sich den Titel Excellenz

beygelegt, und gemessenst anzubefehlen geruht, die an Hochdieselben eingehenden Briefschaften zurück zu weisen, wofern sie nicht mit der gebührenden Adresse versehen sind.“ —

Wilhelm verbiß das Lachen, das ihn anwandelte, und stellte vor: seine Mutter habe, wegen der Entfernung ihres Wohnorts, diese Standeserhöhung noch nicht gewußt, und ihr Brief sey volle zwey Tage älter als der hochverehrliche neue Charakter. In dieser Betrachtung lasse sich von Ihro Excellenz billiger Einsicht hoffen, daß Sie die unvermeidlichen Mängel des Briefs gnädig verzeihen würden.

„Wollen sehn!“ sprach der Lakey. „Der Frau Geheimen Räthin Excellenz schlafen aber dermahlen noch. Man lasse den Brief hier, und komme nach einer Stunde wieder!“

„Das scheint mir ein vollkommenes

Narrenhaus!" sprach Wilhelm für sich, als er den Vorsaal im Rücken hatte. Doch mißfiel ihm dieß gar nicht. Er bekam im Gegentheil um so mehr Lust, hier zu wohnen, weil er sich den Genuß vieler lustigen Auftritte versprach.

Da es die Mühe nicht lohnte, nach dem weit entlegenen Hotel, wo er abgetreten war, zurück zu gehen, um dort das Erwachen der Geheimen Räthin abzuwarten: so entschloß er sich, unterdessen in den nächsten Straßen herum zu schlendern. Auf dieser Wanderung ward er aus dem offenen Fenster eines etwas hohen Parterre-Zimmers, unter welchem er nahe vorbey ging, von acht bis zehn verschiedenen Hundestimmen angebellt. Im Umsehen erblickte er eine zahlreiche Gesellschaft von Bolognesern, Möpschen, Dächslein, und mehrern solchen Zwergen der Hundewelt, die auf dem Fensterbrete

in einer bunten Reihe saßen, und ihm, als er ihnen mit seinem Stocke Schweigen geboth, auf den Kopf zu springen drohten. Er zeigte ihnen nun sein spanisches Rohr etwas näher, und mochte wohl damit einige Nasen nicht sanft berühren; denn die ganze Versammlung brach in ein schreckliches Wehgeheul aus, und warf sich rücklings einem am Fenster sitzenden Herrn auf den Hals, dessen Nachtmütze nur von der Gasse herauf sichtbar war.

Darüber unbekümmert, ging Wilhelm seines Weges ruhig fort, als plötzlich ein Officier aus jenem Hause heraus trat, und ihm nach eilte. Es war der edle Herr von Schierling. Sie erkannten sich beyde auf der Stelle. Der Lieutenant — das war er kürzlich geworden — wunderte sich nicht wenig, ihn hier zu treffen, und fragte mit einem schneidenden Tone: ob er nach der Hauptstadt gekommen sey, um

sich als Hundevogt anstellen zu lassen. „Diese Frage beweis't mir,“ antwortete Wilhelm, „daß Ihnen das Porträt, das Sie vor einigen Jahren in Hühnenthal an meine Stubenthür mahlten, noch heute zum Sprechen ähnlich ist.“ – Der Lieutenant ward feuerroth, und sagte beym Umkehren: „Wir finden uns weiter!“ — „Auf welche Art es Ihnen beliebt!“ entgegnete Wilhelm. Jener antwortete nicht, sondern zog sich geschwind ins Wohnhaus seines Vaters zurück.

Indessen war es Zeit geworden, sich im Vorzimmer der Frau von Alfanz wieder einzustellen. Der Bediente, den wir wie ein Gerichtsprotokoll sprechen hörten, kam ihm mit der Nachricht entgegen: Ihro Excellenz hätten Gnade für Recht ergehen lassen, und den Brief nicht nur anzunehmen und zu eröffnen geruht, sondern wollten auch ihm, dem Ueberbringer, einige

Minuten Gehör geben; es laufe aber gegen die schuldige Ehrerbiethung, gestiefelt und gespornt vor Ihro Excellenz zu erscheinen: man möge sich daher nach Hause verfügen, und sich courmäßig kleiden.

Wilhelm hatte große Lust, sich über dieses steife Possenspiel mit derben Worten heraus zu lassen; allein er zügelte sich, und erwiederte lächelnd: er werde von hundert Ursachen abgehalten, sich in ein Staatskleid zu werfen. Die erste sey: er habe keins. — Der umständliche Ceremonienmeister war damit nicht gesättigt; er verlangte auch die übrigen neun und neunzig zu wissen, und begriff es nicht sogleich, als Wilhelm ihm vorstellte, daß er an dieser Einen genug haben könne. Er sah starr auf einen gewissen Punkt des Fußbodens, legte den Finger an die Nase, und pflog so eine Weile mit sich selbst Rath, was zu thun sey. Gedan-

kenvoll ging er endlich fort, um den scrupulösen Umstand hohen Orts zu melden; und siehe, da erging abermahls Gnade für Recht: Wilhelm erhielt Erlaubniß, in seinen Reisekleidern aufzuwarten.

Das Kabinett, worin die Frau Geheime Räthin ihre sogenannten Morgenstunden, von Nachmittags zwey Uhr an bis zur Mittagstafel um sechs Uhr, zubrachte und Besuch annahm, stieß beynahe an den Vorsaal der Bedienten. Wilhelm konnte daher mit drey oder vier Schritten bey ihr seyn; doch so leicht machte man es ihm nicht. Er ward eine lange Gallerie geführt, die sich die ganze Tiefe des Hauses hinab dehnte, dann hinten quer über lief, und sich nun in eine Reihe von acht Zimmern verlor, durch welche man an der Gegenseite des Gebäudes nach dem Vorsaale zurück kam. Dieser Umweg glich einer Schlange, die

sich in den Schwanz beißt. Am Ende dieser Reise stand Wilhelm vor der Geheimen Räthin, die im Pudermantel an einem Tische saß, auf welchem alle Schönheitsmittel und feine Werkzeuge, durch die sich alte Damen verjüngen, im Ueberfluß zu finden waren. Mitten unter aromatischen Büchsen und Schachteln lag die Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland aufgeschlagen.

„Mama hat mich mit einem Briefchen beschenkt," — begann die excellente Dame — „mit einem sehr angenehmen Briefchen, das ganz die süße Freundschaft athmet, die in den goldnen Tagen der Jugend unsre Seelen verband, als wir mit einander eine französische Pensionsschule besuchten. Um so mehr wünscht' ich dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen; die Sache hat nur ein verzweifeltes Knötchen, das ich nicht auf der Stelle zu lö-

sen weiß. Es ist wahr, ich hab' ein großes Haus — mancher Fürst hat's nicht größer —: es ward aber, seit ungefähr einem Jahre, aus dem Deutschen ins Griechische übersetzt — das heißt: nach griechischem Geschmack eingerichtet, und verlor dadurch eben so viel an Wohnbarkeit, als es an Schönheit gewann. Ich habe selbst kaum mehr Raum, als dieses enge Kabinett, und mein Gemahl begnügt sich sogar mit einem dunkeln Stübchen im Hinterhause. Die übrigen Zimmer, die mit antiken Bildsäulen, mit Altären griechischer Götter, mit kostbaren Tapeten und Fußteppichen, wie sie in den Pallästen der Großen zu Athen Mode waren, und überhaupt mit den zierlichsten Geräthen des Alterthums, die wir jetzt kaum zu brauchen verstehen, ausgeschmückt sind — diese Prachtzimmer, sag' ich, würde man entheiligen, wenn man sie zum täglichen

Gebrauch verurtheilen wollte. Ich bin also wirklich verlegen, wie ich den Wunsch meiner lieben Jugendgespielin erfüllen, und ihren hoffnungsvollen Sohn unter meinem Dache gastfreundlich aufnehmen soll.“ —

„Könnten nicht Ew. Excellenz,“ sprach Wilhelm, „irgend ein kleines Zimmerchen für mich wieder aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzen?“ —

„Sehn Sie doch,“ sagte die Geheime Räthin sehr freundlich, „wie Sie meinen scherzhaften Einfall geschickt anzuwenden verstehn! Ein Beweis, daß er Ihnen gefallen hat! — Nun, kommen Sie, wir wollen mit einander ein Gemach auswählen, das sich am bequemsten verdeutschen läßt.“ —

Sie erhob sich vom Sopha, und ging voran, um die Schätze ihres Hauses zu zeigen. Ihr weißes Puderhemd gab ihr das Ansehen eines nachtwandelnden Gei-

stes. Wilhelm hatte jedoch jetzt Gelegenheit zu bemerken, daß sie mehr Fleisch und Bein als andere Menschen besaß. Glücklicher Weise konnte sie sich nicht, wie der Gott Janus, immer von hinten besehen: ihre Eitelkeit hätte sonst, wegen eines unangenehmen Hügels zwischen ihren Schultern, keinen frohen Augenblick gehabt.

Der Zug ging von Zimmer zu Zimmer, deren jedes mit gezierter Pracht überladen und der Tempel einer griechischen Gottheit war. Ceres und Bacchus hatten, zum Beyspiel, im Speisesaal ihre Altäre. Ein kleines Gemach, durch das sich ein sanftes Rosenlicht ergoß, war dem Gott der Liebe geweiht. Unweit der Thüre stand er in Lebensgröße, mit der Binde vor den Augen. Wilhelm war leider eben so blind wie er, oder hatte wenigstens seinen Blick auf die gemahlte Decke des vor ihm aufgehenden Heiligthums geheftet:

kurz, er strauchelte über die Schwelle, fiel dem Götterknaben auf den Hals, und riß ihn mit sich zu Boden. Der Sohn der Venus brach einen Arm; sein siegreicher Bogen wurde zerschmettert. Die Geheime Räthin that einen Zeterschrey, und war nahe daran, zwischen die liegende Gruppe hin in Ohnmacht zu fallen. Sie erhielt sich mit Mühe, und stützte sich schwindelnd auf Amors Altar. „Welch Unglück, ihr Götter!“ ächzte sie, und stand leichenblaß und in sich versunken.

Wilhelm war über seinen ungeschickten Burzelbaum so ärgerlich, daß er sich mit einem tüchtigen Backenstreiche hätte bestrafen mögen. Er nahte sich schamroth der Trauernden, und bat um Verzeihung. Sie seufzte herzbrechend, und antwortete nicht. Er erboth sich, den verursachten Armbruch vom besten Bildhauer der Stadt heilen zu lassen, und über dieß einen neuen, ge-

sunden

sunden Amor bey ihm zu bestellen. Das wirkte. Sie brach über diesen Vorschlag zur Güte in ein sardonisches Lachen aus, und schwenkte sich wild herum, wie von einer Tarantel gestochen. Wilhelm hielt diesen Zustand, der gar nicht aufhören wollte, für einen Anflug von Wahnsinn. Endlich ließ der Taumel ein wenig nach; sie fing an zu sprechen. „Ein goldner Einfall!“ keuchte sie. „Die Leutchen vom Lande sind doch recht gutherzig! — Ich will Ihnen aber den Weg zum Bildhauer erlassen. Sein Machwerk möchte wohl der göttlichen Antike, die hier in Trümmern liegt, eben so gleichen, wie etwa Sie, mein Freund, dem Alcibiades!“ —

Er fand sich beleidigt, und wollte bitter antworten. Sie ließ es nicht dazu kommen. „Das Schlimmste ist,“ fiel sie ein, „daß Amor sich rächen, und Ihnen hier nicht günstig seyn wird! —

Ich für meine Person verzeih' Ihnen; nur muß ich bitten, sich nach einer andern Wohnung umzusehen. Ihre Faseley wär' im Stande, mir alle meine Tempel zu zerstören." —

Wilhelm floh durch die nächste Thür aus dem Olymp der zerbrechlichen Götter, schrieb seiner Mutter den Vorfall, und schickte seinen Sancho Pansa mit dem Briefe und den Pferden nach Hühnenthal zurück.

28.

Der Hausteufel.

Die Wahl einer Wohnung war nun sein erstes Geschäft. Er durchstrich in dieser Absicht die Straßen, und machte Jagd auf die ausgehangenen Miethzettel. Indem so seine Augen von Haus zu Haus schweiften, erblickte er eine große blaue Tafel, mit der goldnen Aufschrift:

Antonio's Buchhandlung und Leihbibliothek.

Dieser Nahme war ihm von seinen Kinderjahren her zu merkwürdig; er konnte nicht gleichgültig vorbey gehn. Sollte wohl gar, sprach er für sich, der Buchhändler Antonio und der Bauchredner gleiches Nahmens Eine Person seyn? —

Voll Neugier, dieß zu erfahren, trat er in die Bibliothek, und sah mit frohem Erstaunen, daß es wirklich so war. Antonio's Gestalt hatte sich wenig verändert. Er war eben beschäftigt, einige Leute mit Büchern zu versorgen, die sie verlangten.

Als sie befriedigt fortgegangen waren, grüßte ihn Wilhelm mit der Anrede: „Kennen Sie mich nicht?“

Antonio sah ihn mit Befremdung an, und sagte: Nein.

„Erinnern Sie Sich nicht mehr eines Knaben, der im Dorfe Hühnenthal, wo Sie sich vor neun oder zehn Jahren einige Tage aufhielten, die Bauchsprache von Ihnen lernen wollte?“ —

„In Hühnenthal?“ — rief Antonio lebhaft. „Dieser Ort ist mir unvergeßlich! Auch der Knabe steht mir dunkel vor den Augen.“ —

„Dunkel?“ — fiel Wilhelm lächelnd ein. „Dieß Zimmer ist doch sehr hell!“ —

„Wie versteh' ich das?“ fragte der Buchhändler. „So waren Sie wohl jener Knabe?“ —

„Ich war's“ — antwortete Wilhelm. Antonio bewillkommte ihn mit herzlicher Freude, überließ die Austheilung der Bücher seinem Unterbibliothekar, führte den jungen Frank in ein Nebenzimmer, und nun ging bey einer Flasche Wein das Plaudern an. „Lebt der alte, brave Schulmeister noch? — Was macht das schöne Röschen?“ — waren die ersten Fragen.

„Beyde sind gesund;“ sprach der Jüngling von Hühnenthal. „Freund Wigand gedenkt Ihrer oft, und Röschen — wartet auf Sie.“ —

„Auf mich?“ — rief Antonio staunend.

„So scheint's in der That! — Röschens immer noch blühende Schönheit lockt einen Freyer nach dem andern; aber sie weis't alle zurück, lebt bey ihrem Vater, der schon vor mehrern Jahren die Gastwirthschaft aufgegeben hat, in klösterlicher Eingezogenheit, und der Kanarienvogel, den Sie ihr schenkten, ist noch heutigen Tages ihr Abgott und liebster Gesellschafter. — Man neckt sie daher wirklich bisweilen mit Ihnen, und sie erröthet, so oft man den Namen Antonio nennt." —

Diese Nachrichten (die nicht zum Scherz erfunden, sondern vollkommen gegründet waren) trieben auch dem Buchhändler eine starke Röthe ins Gesicht. Er brach dieses Gespräch kurz ab; und als sich Wilhelm wunderte, ihn mitten unter einem Schwall von Büchern zu finden, erzählte er ihm seinen neuesten Lebenslauf.

„Ich zog," sprach er, „von Hühnen-

thal hierher, wo mich ein gewisser Italiäner treffen, und mir meine Thiere abkaufen wollte. Er kam; ich konnte jedoch mit dem Knauser nicht einig werden, mußte von Land zu Land weiter reisen, und noch einige Jahre die Rolle spielen, die mir mit jedem Tage lästiger ward. Endlich gelang es mir, mich auf eine vortheilhafte Art davon los zu machen. Aber welche neue Laufbahn sollt' ich nun wählen? — Ich kehrt' in diese Stadt und zu den Wissenschaften zurück, die ich während meines Vagabundenlebens vernachlässigen mußte. Im Hause, wo wir jetzt sind, fand ich einen Buchladen und eine Leihbibliothek, die ich täglich besuchte. Sie gehörten einer jungen Witwe, die sich bald zuvorkommend freundlich gegen mich bezeigte, und mir durch tausend Artigkeiten bewies, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ihr gebildeter Verstand, ihr scheinbar

gutes Herz, und — was soll ich's unter vier Augen läugnen? — ihr beträchtliches Vermögen zogen mich an, und bedeckten gleichsam ihre Gestalt, die nichts weniger als reitzend war, mit einem wohlthätigen Schleyer. Kurz, wir wurden näher bekannt, und ich heirathete sie. Aber der Priester, der uns einsegnete, öffnete mir das Thor einer Hölle. Meine Frau zog noch in den Flitterwochen die Larve der Gutmüthigkeit ab, und zeigte sich als eine herrschsüchtige, wüthende Furie, in der ich alle die Bestien, die ich mir mit Mühe vom Halse geschafft hatte, vereint wieder fand. Sie war häßlich wie das Kamehl — brummig wie der Bär — hämisch wie der Affe — neidisch wie der Hund! — Ich würde nicht so hart von ihr sprechen, wenn sie mich nicht mit durchdachter, planmäßiger und beyspielloser Boßheit gepeinigt, und es nicht augenscheinlich dar-

auf angelegt hätte, mich eben so ins Grab zu ärgern, wie ihren ersten Mann, dessen Märtyrthum das Gespräch der halben Stadt gewesen war. Mich unbekannten Fremdling hatte niemand vor ihr gewarnt. Alle Versuche, friedlich mit ihr zu leben, waren vergebens. Wir standen im Begriff, uns vor dem geistlichen Gerichte scheiden zu lassen, als uns der Tod schied. Er machte mit ihr kurzen Prozeß; sie hatte nicht Zeit, mir durch ein Testament ihr Vermögen zu entziehn; und so kam ich in die Verfassung, in der Sie mich sehn.“ —

Wilhelm begleitete diese Geschichte mit Zwischenreden und Schlußbemerkungen, die füglich im Tintenfasse bleiben können, und erzählte dann seine eigenen Freuden und Leiden, von der Verschwörung der Barschenkler seines Geburtsdorfes an, bis zum Armbruch des Erbprinzen von

Paphos. Antonio nahm jetzt, da er den künftigen Schwiegersohn seines Freundes Wigand vor sich sah, noch wärmern Antheil an ihm als zuvor, und bat ihn, ein Zimmer in seinem Hause zu bewohnen, das er für immer der Gastfreundschaft gewidmet habe. Wilhelm nahm dieses Erbiethen an, und zog bald darauf ein.

29.

Das Räthsel.

Antonio dachte nun fast eben so fleißig an Röschen, als sein junger Hausgenoß an Luisen. Zu seinem Verdruß war die Leipziger Messe vor der Thür; er hatte die immer steigende Dickleibigkeit des Bücher-

Katalogs — der mit einer unheilbaren Wassersucht behaftet scheint — durch einige neue Verlagsartikel vergrößert; sie machten ihm noch viel zu schaffen, und es war nothwendig, deßhalb den großen Markt zu beziehen: er hätte sonst in den nächsten Tagen eine Reise nach Hühnenthal gemacht, und Röschen seine Hand angetragen. Hierzu war er fest entschlossen. Er sehnte sich, in den Armen eines guten Weibes den Himmel des Ehestandes zu finden, nachdem ihm eine Unholdin die Hölle desselben gezeigt hatte.

Das unselige Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn! — von dessen oft bemerkter Wirksamkeit sich Madame Frank eine ersprießliche Sinnesänderung ihres Sohnes versprach — ward an ihm völlig zu Schanden. Seine Liebe zu Luisen verlor durch die weite Entfernung keinen Grad ihrer Wärme, und würde sogar noch

an Feuer gewonnen haben, wenn sie nicht schon auf dem höchsten Siedpunkt gestanden hätte. Dennoch war er kein so süßes Tändelmätzchen, wie mancher Geck, der seine Zeit unter lauter Minnegedanken verträumt, und sich mit nichts als Liebesbriefchen beschäftigt. Ihn spornte seine Leidenschaft zu einer nützlichern Thätigkeit; denn Luise war der Preis, den er erringen wollte. Er nahm Lehrer an, die ihn in der Geschichte, Mathematik, Länderkunde und Kameralwissenschaft unterrichteten. Von allen diesen Dingen war in der lateinischen Schule des Pedanten Truselius nicht die Rede gewesen.

Die Tage wurden fleißig zum Studieren angewandt, die Abende der Erhohlung geweiht. Antonio führte seinen jungen Freund in mancherley Gesellschaften, um ihn mit dem Thun und Treiben der Menschen bekannt zu machen. In dieser

Absicht speiseten sie oft an öffentlichen Tafeln, und besuchten die vorzüglichsten Kaffeehäuser. Der junge Landmann staunte hier über manchen alltäglichen Thoren, und seine natürliche Freymüthigkeit fühlte den stärksten Drang, ihn ins Angesicht zu verspotten. Antonio warnte vor öffentlichen Beleidigungen, und sie unterblieben. Doch bisweilen konnte sich der Ritter der Wahrheit durchaus nicht enthalten, mit der vernehmlichsten Bauchsprache irgend einen auf die Umstände passenden Ehrentitel, als: „Windbeutel! — Narr!" — und so weiter, auszutheilen. Die behende Zunge des frechsten Aufschneiders ward in diesem Augenblick zu Stein; die Gesellschaft sah sich stumm und verlegen an. Wilhelm machte es wie die Andern. Kein veränderter Gesichtszug verrieth ihn.

Antonio billigte diesen Muthwillen nicht; doch fand er ihn minder gefährlich,

als des Jünglings ernste und kühne Sprache über jede ihm zu Ohren kommende schlechte Handlung, die in der Hauptstadt verübt wurde. Ob von einer hohen oder niedern Person: das galt ihm gleich. „Hüthen Sie sich!" sprach sein Freund. „Ein Biedermannswort wird oft schärfer geahndet, als eine Schurkenthat!" — Es half keine Warnung. Sein edler Unwille war nicht zum Schweigen zu bringen.

Auch über die großen Weltbegebenheiten ließ er sich so frey heraus, wie er dachte. Der französische Revolutionskrieg war damahls das allgemeine Gespräch und — das Gift der geselligen Unterhaltung. Alte deutsche Freunde entzweyten sich oft auf Lebenszeit über ein Treffen, das in Aegypten vorgefallen war. Stumpfer Blödsinn erklärte frech die ganze französische Nation, ohne Ausnahme, für den Abschaum der Menschheit, und for-

derte mit brutaler, fanatischer Wuth, daß jeder ehrliche Deutsche in dieses Eselsgeschrey mit einstimmen sollte. Der verständige Mann, der's nicht that, war verdächtig. Er ward sogar als ein Verräther des Vaterlandes betrachtet und verabscheut, wenn er etwa der Klugheit der französischen Feldherren und der Tapferkeit ihrer Kriegsschaaren Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Dieses Verbrechen beging Wilhelm nicht selten, und verwickelte sich dadurch mehrmahls in heftige Zwiste.

Da Antonio sah, daß der junge Hitzkopf in die damahligen öffentlichen Gesellschaften, wo überall hämische Kundschafter auflauerten, nicht taugte: so unterließ er es bald, ihn an diese gefährlichen Orte zu führen. Sie blieben nun Abends zu Hause, wo sich gewöhnlich ein Paar gute Freunde des Buchhändlers einfanden, deren Geist und Laune die Unterhaltung be-

lebte. Man sprach meistens über literarische Gegenstände, und ergötzte sich bisweilen zur Abwechselung mit Spielen des Witzes.

Eines Abends hatten sich Antonio und seine Freunde gegen die lange Weile mit Räthseln gerüstet. Wilhelm lös'te sie nach und nach alle, bis auf das einzige, das hier folgt:

Eine Schaar ungleicher Menschenkinder
Wohnt in Einem Hause, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürst und dort ein Besenbinder,
Oder sonst ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuflein echter Weisen
Drängen sich Fantasten, wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reisen,
Andre sind, in keinem Sinn, weit her.

Manche schwatzen, wie die Fischmarkts-
weiber,
Platt und albern in den Tag hinein;

Und

Und sogar verruchte Straßenräuber
Mischen sich in diese bunten Reih'n.

Aber sämmtliche Gesellschaftsglieder,
So verschiednen Geistes sie auch sind,
Leben einig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinste Kind.

Mächtig herrscht der Hauswirth unter ihnen,
Und sie haben Dach und Fach nicht frey:
Alle müssen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig sey.

Ihr Quartier bestimmt er nach Behagen,
Und verändert's oft nach seinem Plan.
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenseelen,
Und die wildsten Räuber halten still,

Wenn er sie hervor zieht aus den Höhlen,
Um sie auszuliefern, wem er will. —

Werther Leser, Dich herum zu necken,
War mein Räthsel nun genug bemüht.
Kannst Du mir geschwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menschenkinder sieht?

Das konnte Wilhelm nicht. Er verirrte sich mit vorschnellen Vermuthungen von Osten nach Westen. Man wollte ihn zurecht weisen. Er verbat es, mit der Versicherung, daß er das dunkle Haus ohne Führer treffen werde, wenn man ihm bis zum nächsten Abend Zeit lasse. Die Gesellschaft ging bald nachher aus einander. Er nahm das Blatt, worauf das Räthsel geschrieben stand, mit in sein Zimmer.

30.

Die Wecktrommel.

Kaum graute der folgende Tag, als Antonio's Hausthür durch heftige und ungeduldige Schläge erschüttert wurde. Unwillig, daß man ihn so früh aus dem Schlafe trommelte, fluchte der Pförtner, indem er den Riegel zurück schob, und nahm sich vor, den stürmischen Ruhestörer weidlich auszuschelten. Doch das verging ihm, als er die Thür geöffnet hatte, und ein Polizey-Inspektor mit zwey Gerichtsdienern und der schnellen Frage: „Wohnt hier ein gewisser Frank?“ — ins Haus trat. Der erschrockne Pförtner wies ihnen den Weg zu Wilhelms Zimmer, und sie schlugen an seiner Thüre die Weck-

trommel nicht sanfter, als vorher auf der Gasse.

„Wer da?“ — rief er, aus dem Bette springend — „Zum Henker, habt Geduld!“ — Er fuhr in einen Ueberrock, schloß die Thür auf, stutzte über den unerwarteten Besuch, und fragte rasch: „Was wollen Sie?“

„Das werden Sie sogleich hören;“ antwortete der Eintretende. „Ich bin ein hiesiger Polizey-Inspektor —“

„Der doch wohl auch wie ein vernünftiger und gesitteter Mensch anklopfen könnte!“ — fiel Wilhelm ein. „Nun, was wollen Sie?“

„Nichts weniger als Sie selbst! — Ich habe Befehl, Sie in Verhaft und Ihre Papiere in Beschlag zu nehmen.“ —

„Aus welchem Grunde?“ —

„Das wird man Ihnen an einem andern Orte sagen. Kleiden Sie sich ge-

schwind an, geben Sie alles, was Sie von Briefschaften und andern Schriften haben, gutwillig heraus, und folgen Sie mir!" —

Durch den Lärm geweckt, trat jetzt Antonio ins Zimmer, bezeigte Verwunderung, daß der junge Mann, der unter seinen Augen gelebt und sich keines Verbrechens schuldig gemacht habe, in Verhaft genommen werden solle, und erboth sich mit seinem ganzen Vermögen zur Bürgschaft für ihn. Diese schlug der Polizey-Inspektor aus, ließ sich Wilhelms Schreibschrank aufschließen, und packte sehr eifrig alles zusammen, was einem Papier ähnlich sah. Er fand nichts als einige wissenschaftliche Hefte und jenes Räthsel. Damit nicht zufrieden, nahm er auch einen Bogen weißes Papier — das vollkommenste Bild der Unschuld — gefangen. „Es können," sprach er, „die

gefährlichsten Dinge mit unsichtbarer, sympathetischer Tinte darauf geschrieben sehn." —

Indessen kleidete sich Wilhelm ruhig an. Ein Polizeydiener meldete, daß der bestellte Miethwagen bereit sey. Der Arrestant setzte sich mit seinen Wächtern ein. Sie brachten ihn ins Stadtgefängniß.

Ende des ersten Theils.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin, sind kürzlich folgende Werke erschienen.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften, 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jügel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— Die Schule der Eleganz, eine Posse in 3 Aufzügen; mit einem Kupfer von Fr. Catel und Meyer 8.

— Der Ritter der Wahrheit, 2 Bände mit Kupfern von W. Jury. 8.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel gr. 16. 1 Thl. 12 Gr.

Rambach, F. Dramatische Gemälde; mit gestochenem Titel und Vignette, 8. geheftet 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohsinns, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künstlerglück, Nachspiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Stedtmann's Reisen in Surinam; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 3 illum. Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

La Peyrouse Reise um die Welt; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 5 illum. Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

Parks, Mungo, Reise in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 illum. Kupfern und 1 Karte. gr. 8. sauber gebunden 1 Thl.

Mackartney's Reise nach China; nach dem Englischen frey bearbeitet für die deutsche Jugend von Hirschmann. Neue Auflage mit 6 illuminirten Kupfern gr. 8. sauber gebunden 1 Thlr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band 1 Thl. 8 Gr.

— desselben Werks 6ter und letzter Band. gr. 8.

Willdenow, D. Carol Ludw, Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I — IV us cum tabulis aeneis XLVIII. coloratis. Fol. maj. Jeder Fascl. 4 Thl 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinées d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. J. de toutes les Russies etc. avec 21 planches et une carte. gr. 4. 3 Thl.

Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischrn Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 21 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 3 Thl.

Schlimbach, G. Chr. Fr. Beschreibung seines neu erfundenen Kochpultes, einer sehr einfachen, holzsparenden und bequemen Anlage zum Kochen, Braten am Spieße und im Ofen, Kaffeebrennen im Großen zum Verkauf, und im Kleinen für den Hausbedarf; zur Stubenerwärmung 2c. mit 2 Kupfern. 4. geheft 12 Gr.

Rebentisch, I. F, prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

Klug, D. Fr. monographia Siricum; cum tabulis aeneis VIII. coloratis 4. 3 Thlr 12 Gr.

Wrede, E. F. Geognostische Untersuchungen über die Südbaltischen Länder, nebst einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Wasserstandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

Der Ritter der Wahrheit

Bd.: 1

(1805)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940451-8